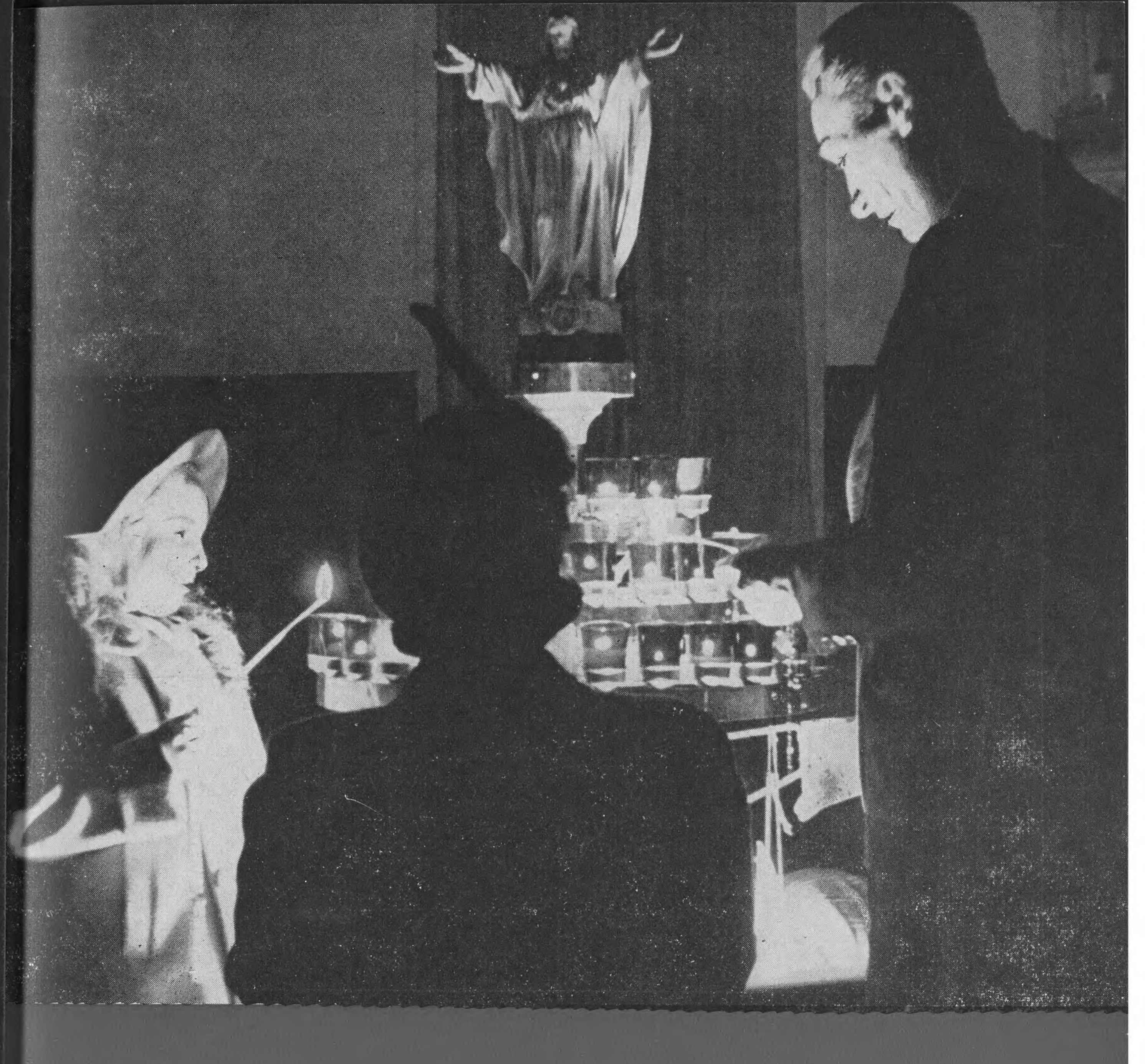


# DER MARIENBOTE

Dezember 1956



# Salve Regina--Immaculata

Josef Loew

Das „Salve Regina", das unsterbliche Lied, das vor 1000 Jahren der liebende, leidende Mönch von Reichenau, der selige Hermannus Contractus, in seinen Nächten erhalten und erlitten hat (Hophan, „Maria"), es enthielte sicher das Salve Immaculata, hätte der von Liebe zur Gottesmutter ergriffene Mönch auf der Insel im Bodensee in späterer Zeit gelebt.

Immaculata! Ganz schön bist du, Tochter Adams! Ganz rein bist du, Tochter Abrahams! Ganz heilig bist du, Tochter Davids! Jungfrau aus königlichem Geblüt. Du köstlichste Edelfrucht der Menschheit. In dir wurde ein Mensch empfangen und geboren, so wie er einst im Paradiese war. Ganz ohne Sünde. Im strahlenden Glanz der Gnade, „der vorausgeeilten Gnade Jesu, uns allen die kommende Gnade verheißend". Und doch warst du ganz Mensch wie wir. Gleicher Natur wie wir. Darum auch erlösungsbedürftig wie wir. Auch für dich mußte dein Sohn sterben. Der dunklen Erbschuld warst auch du verhaftet, doch nicht mit ihr behaftet, denn ein Makel an dir wäre auch deinem Sohne zur Unehre gereicht, denn von dir hat Er Fleisch genommen.

Eine ganz reine Christusträgerin mußtest du sein. Ein Wesen von vollendeter Reinheit und Ausgeglichenheit. Eine ganz unentweihte Seele, die schönste und vornehmste aller Seelen. Darum wurdest du reingewaschen im Blute des Lammes und getauft im Blute deines Sohnes schon an der Schwelle deines Daseins. Ganz rein und heilig mußtest du sein. Nicht nur, um den Erlöser hinzunehmen in der hehren Stunde der Verkündigung, sondern auch, um Ihn hinzugeben in der Stunde von Golgatha.

Der Fürst unter den Propheten, Isaias, hat dich als erster Jungfrau-Mutter genannt: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären" (Is. 1:14). Aus den Tiefen des Gotteswortes hat die Kirche das Wissen um deine Sündenlosigkeit geschöpft. Aus den Worten des Engels: „Du bist voll der Gnade!" Wie konnte das goldene, ganz mit Heiligkeit erfüllte Gefäß noch geistigen Raum für die Sünde haben? Und aus den Worten der Verheißung: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und dem Weibe. . . ."

Wie konnte sie dem Feind in der Sünde unterliegen, sie, die erhabene Gottesmutter? Denn dieses erhabene Gnadengeschenk (die Würde der Gottesmutter) . . . erforderte die Fülle der göttlichen Gnade und ein Herz, das von jeder Makel frei ist. . . (Fulgens Corona).

# Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang Dezember 1956, Battleford, Sask. No. 3


## Dies und Das

**Seelsorge um die Neueinwanderer** Vor einigen Wochen hatten wir Besuch aus Europa. Es trafen sich in Vancouver der hochw. Herr Pfarrer Joseph Manderscheid aus Bildstock bei Saarbrücken und der Schriftleiter des Marienboten. Herr Pfarrer Manderscheid war zwar nur auf einer Privatreise, er betrachtete es jedoch zu unserer größten Freude als einen der Hauptzwecke seiner Kanadafahrt, sich mit dem kirchlichen Leben der deutschsprechenden Katholiken unseres Landes vertraut zu machen.

Aus ganzem Herzen begrüßen wir derartige Besuche aus Deutschland. Wie in einer der früheren Nummern des Marienboten bereits berichtet wurde, hat Papst Pius XII. aus großer Sorge um die vielen „Katholiken in der Fremde" ein dem Kurienkardinal A. Giovanni Piazza unterstehendes „Summum Consilium", einen „Obersten Rat für die Auswandererseelsorge", eingesetzt. Zentral- Betreuungsstelle aller deutschen Katholiken im Ausland ist das Katholische Auslandssekretariat zu Beuel-Bonn, von der Kirche beauftragter Leiter dieses Auslandssekretariates ist Prälat Albert Büttner.

Weltweit gehen Seel-Sorge und Seelsorgsarbeit des Leiters des Katholischen Auslandssekretariates, denn überall gibt es deutsche Auswandererkatholiken. Wir finden sie in allen Staaten Europas, in Afrika, Australien, in Süd- und Nordamerika. Das Auslandssekretariat selbst ist erst jüngeren Datums. Alles dieses berücksichtigend, können wir wohl verstehen, daß wir hier in Kanada bis heute noch sehr wenig vom Wirken des Auslandssekretariates erfahren konnten. Langsam schließen sich nun aber doch schon jene Verbindungen zwischen uns und dem Auslandssekretariat, die laut päpstlicher Neuregelung der Auswandererseelsorge bestehen sollen und müssen.

Der Marienbote betrachtet den Besuch Pfarrer Manderscheids als einen der wichtigeren Schritte zur Annäherung zwischen dem Auslandssekretariat und uns.

Ob so eine Annäherung gefordert ist oder nicht, steht wohl ganz außer Frage. Zwar sind die Seelsorger unserer katholischen Gemeinden für deutsche Neueinwanderer nicht von der Konsistorialkongregation ernannte „Missionare der Auswanderer", (Missionarii emigrantium) sondern kirchenrechtlich ihrem Diözesanbischof unterstehende Priester: In ihrer Verpflichtung, Auswandererseelsorge ganz im Sinne der Apostolischen Konstitution "Exsul Familia" (1953) auszuüben, sind sie den Missionarii emigrantium aber ganz eben gestellt.

Herr Pfarrer Manderscheid hat uns versprochen, dem Auslandssekretariat Bericht über alles zu geben, was er hier bei uns sehen und beobachten konnte. Er hat sich davon überzeugt, daß auch wir hier unsere Nöte und Sorgen haben. Es sollten nun schon über 60,000 katholische, deutschsprechende Neueinwanderer unter uns sein. Wo sind sie und wie werden sie seelsorglich erfaßt?

Wir haben hier in Kanada leider keine Zentral-

stelle, die uns Übersicht über das Woher und Wohin unserer katholischen Neuankömmlinge geben könnte. Wie wir bereits in den Sommernummern des Marienboten erwähnt hatten, stehen die deutschsprechenden Seelsorger Kanadas vor ganz neuen und ernsten Problemen. Während sich bis ungefähr 1945 die deutsche Seelsorge hauptsächlichst auf die Prärieprovinzen Mittelkanadas konzentrierte, dort zogen ja die deutschen katholischen Neueinwanderer meistens hin, lassen sich die Neueinwanderer seit 1945 meistens dort nieder, wo es kaum deutsche Gemeinden und deutschsprechende Priester gibt: in den Großstädten des Ostens Kanadas.

Zwischen den bereits bestehenden einzelnen Gemeinden des Ostens, der Prärieprovinzen und des Westens gibt es keinerlei Verbindung. So konnte es z.B. diesen Sommer geschehen, daß man im Osten, in Windsor, Ont., einen deutschen Katholikentag abhielt, von dem wir hier im Westen nichts wußten, und auf dem der, wenn auch notgedrungen bescheidene uns allen aber doch so wichtige, Marienbote überhaupt keine Rolle spielte.

Wir waren hier andere Traditionen gewohnt. Vor mehr als fünfzig Jahren, als die erste Einwanderung deutscher Katholiken nach Kanada begann, war unseren alten „Missionaren für Auswanderer" im Oblaten- und Benediktinerkleid — auch den deutschen Weltpriestern von damals — der Gedanke des "Exsul Familia" bereits heiliges Gebot. Neben aller Seelsorgearbeit durch Schnee und Präriestaub von Grashüttensiedlung zu Grashüttensiedlung sorgten sie sich auch um das von Papst Pius XII. erwähnte „organische Hineinwachsen der Ansiedler in das Kirchen- und Kulturleben" der neuen Heimat.

Was die alten Missionare auf dem Gebiete geplant und geleistet haben, sollte mit goldenen Buchstaben in der Geschichte deutscher Auswandererseelsorge geschrieben sein.

Wenigstens neun verschiedene Gruppen deutscher Katholiken, jede mit eigener Mundart, mit eigenen Gebräuchen, Traditionen, Gewohnheiten, waren zu betreuen, war „wahre Heimat im Schoße der Kirche" zu geben.

Um das Kirchen- und Kulturleben der deutschsprechenden Katholiken auf gemeinsame Traditionen zu stellen, um alle für gemeinsame Ziele und gemeinsame Arbeit zusammenzufassen, machten sich die deutschen Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis (wie auch die Benediktinerpatres von Muenster, Sask. es auf ihrem Gebiete taten) sofort an die Arbeit. Im Jahre 1907 bereits erschien die erste Numer der ersten katholischen Wochenzeitung deutscher Sprache, der „Westkanada." Vier Jahre später, 1911, erschien die erste Ausgabe eines von Pater J. Riedinger O.M.J. verfaßten gemeinsamen Gebet- und Gesangbuches, "Salve Regina" (heute immer noch benutzt und in Neuausgaben erscheinend). Pater Joh. Schultz O.M.J. veröffentlichte sein wertvolles Büchlein „Muttersprache". Der Volksverein wurde gegründet, der alle Gemeinden miteinander verband und auf regelmäßig abgehaltenen deutschen Katholikentagen Gemeinsames besprechen und Gemeinsames planen konnte.

Im Herbst 1932 eröffnete der damalige Provinzialobere der Oblaten der St. Marienprovinz, Pater Thomas Schnerch, O.M.J., zu Battleford, Sask., ein eigenes Oblaten-Priesterseminar, in dem junge Theologen für die Seelsorge unter unseren deuschsprechenden Katholiken vorbereitet werden. Ganz wie 21 Jahre später Papst Pius XII. in der Apostolischen Konstitution "Exsul Familia" es der katholischen Welt ans Herz zu legen suchte. Über vierzig Oblatenpriester, in eben diesem Seminar zu Battleford gebildet, stehen heute in der Seelsorge für die „alteingesessenen" Katholiken deutscher Abstammung. Alle haben sie noch deutsche Beichten zu hören, die meisten neben der englischen Predigt auch in deutscher Sprache das Wort Gottes zu künden.

Die alten „Missionare für Auswanderer" haben uns eine Tradition hinterlassen, auf die man heute aufbauen könnte — um Seelen zu retten, um im Sinne der großen Seelsorge Pius XII. auch hier in Kanada für Gott zu wirken.

Nächstes Jahr feiert der Marienbote seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag. Zur selben Zeit, fast bis auf den Tag, können wir deutschsprechenden Oblaten den fünfzigsten Jahrestag unserer Arbeit im katholischen kanadischen Pressewerk deutscher Sprache begehen.

Der Schriftleiter des Marienboten sitzt schon fast seit 17 Jahren am Redaktionstisch. So manche kreuzschwere Geschichte über das „Soll und Haben" des Marienboten könnte er erzählen. Bei fast 60,000 Neueinwanderern neben den vielen Alteingesessenen „sollte" der Marienbote wenigstens zehntausend Leser haben. Wenigstens! Geldnot, Zeitnot (der Marienbote wird nur als „Nebenarbeit" des Verantwortlichen redigiert), Mangel an Interesse von Seiten, von denen man es kaum erwarten sollte, Unvernunft, die sich in das Werk einzuschleichen suchte, Boykott, spöttelnde Kritik, Mangel an Mitarbeitern — dieses und vieles andere haben bewirkt, daß unser „Soll und Haben"

nicht ganz stimmt. Daß wir weniger Leser haben, als wir haben sollten.

Eines aber stimmt doch in unserer Rechnung: Uns deutschsprechenden Oblaten hier in Kanada war die Sorge um die Seelen der „Unsrigen" immer Herzenssache. Heute sind wir nicht mehr überall dort, wo deutschsprechende Katholiken nach deutschen Priestern suchen. Wir sind zu wenige an Zahl, und jeder unserer Patres ist vollbeschäftigt in den von unseren Pionierpatres gegründeten Kolonien deutschstämmiger Katholiken.

Wir haben aber den „Marienboten", arm wohl im Vergleich mit jenen katholischen Blättern, wie man sie in Deutschland gewohnt ist, reich jedoch an Möglichkeiten, der Kirche im Sinne der "Exsul Familia" hier in Kanada zu dienen. Daß die Kirche gerade heute ein deutsches katholisches Blatt für Kanada braucht, haben wir nie bezweifelt. Deswegen haben wir ja gerade bis heute durchgehalten, trotz aller Entmutigung und trotz aller manchmal geradezu „Unmöglichkeiten", die der Schriftleiter so reichlich einzustecken und zu überwinden hatte.

Unser Pressewerk ist uns erhalten geblieben. Und heute sind wir stiller Hoffnung, daß es eines Tages auch als Werkzeug der Zentralstelle aller Seelsorge für deutsche Auswanderer, als Werkzeug des Katholischen Auslandssekretariates, im Dienste der "Exsul Familia" sich verbreiten und volle Seelsorgedienste leisten können wird.

Es kann schon möglich sein, daß wir nächstes Jahr den Leiter des Katholischen Auslandssekretariates, den hochw. Herrn Prälaten A. Büttner, unter uns begrüßen können. Vieles konnten wir bereits mit unserem letzten Besucher, mit Herrn Pfarrer Manderscheid, besprechen. Daß derartige private Besprechngen unserem Glauben und den Seelen vieler zum Nutzen sein können, werden wir schon noch erleben. Inzwischen beten und schaffen wir weiter, immer in der Hoffnung, dem Gott unserer Liebe durch Marias Hilfe Seelen retten zu können. Dazu sind wir hier, dazu wurden wir geweiht, dieses Zieles wegen hat man uns Oblaten in die Welt gesandt. Und darum ist auch nichts „unnütz" gesagt oder getan. Gott leitet, unsere Pflicht dagegen ist mitzuarbeiten, ganz gleich ob ins Große und Helle und „Berühmtmachende" hinein oder ob ins Dunkle, Ungewisse, Unverständliche und Unmögliche.

Wir Oblaten haben heute der deutschen Auswandererseelsorge Kanadas etwas anzubieten, wenn es auch nur ein ganz bescheidener, armer Marienbote ist. Er ist aber da, und wenn Hilfe gegeben wird, wird er auch noch einmal „etwas werden."

— Der Schriftleiter

---

# Spiegel der Gottheit

**Heute feiern wir das Glaubensgeheimnis der Unbefleckten Empfängnis Marias. Der zeitlichen Ordnung nach ist es die erste Wirkung ihrer besonderen Erwählung und die Grundlage ihrer vollkommenen Sündelosigkeit und Heiligkeit. Mit der Kirche grüßen wir heute die Braut des Heiligen Geistes: „Ganz schön bist du, und kein Makel ist an dir."**

**Durch das Vorrecht der Unbefleckten Empfängnis war Marias Seele allzeit ganz offen für den Einfluß der wirkenden Gnade, so daß diese weder in ihrer Natur noch in ihrem Willen ein Hindernis fand. Wie ein Kristallglas war sie, das ganz durchlässig ist für das funkelnde Sonnenlicht, ein vollkommener Spiegel der Gottheit, ohne den geringsten Flecken, der den Glanz hätte mindern können. Denn in uns findet Gottes Gnade viel Widerstand: die Erbsünde, die persönlichen Sünden, ihre Spuren auch nach der Vergebung, die verborgene Selstsucht und manche andere Hindernisse, die in der Läuterung ganz verschwinden werden; Marias Seele aber war wie ein untadeliges, geschmeidiges Saiteninstrument, auf dem der Hauch des göttlichen Geistes spielen konnte, um ihm eine himmlische Musik zu entlocken. In ihr fand Gottes unendliche Liebe nicht den geringsten Widerstand, vielmehr eine vollkommene Empfänglichkeit und Hingabe, von seiner Allmacht gewirkt. Braut des Heiligen Geistes war sie, „ein Wonnegarten" für Gott, ein geistiges „Paradies".**

W. Grossouw: Das geistliche Leben

# Eine glueckliche Stunde

**Adventgeschichte von Georg W. Pijet**




Am letzten Sonntage vor Weihnachten, den die Leute den Goldenen nennen, erwischte den alten Landstreicher Albin auf seiner frostigen Straße das Glück in höchsteigener Person und blinzelte ihm zugetan in sein verwittertes Gesicht, so als hätte er schon zeitlebens mit dem Glück auf du und du gestanden. In der Nacht zuvor war der erste Schnee gefallen. Ein scharfer Wind hatte den Alten aus seinem luftigen Schoberquatier vertrieben, wo er das ganze Jahr hindurch seinen Zins schuldig bleiben durfte. Auch seine Kleidung stellte sich mit dem Wetter auf keinen guten Fuß. So näherte sich Albin zur Abendbrotzeit des Tages, den die vier Adventslichter erhellten, einem kleinen Städtchen. Seine Mauern umpfingen ihn gastlich warm und ließen ihn die behagliche Nähe der Menschen wohl empfinden, auf deren Gesellschaft er sommerüber gern verzichtete.

Durch den sanft niederrinnenden Schnee, aus dem das zitternde Geläut der Glocken wie ein versöhnliches Willkommen auf das Haupt des Alten niedersank, stampften seine Füße andachtsvoll über die wie für einen hohen Gast ausgerollten weißen Läufer. Auch über seine Schultern zog der Himmel ein Gewand aus leuchtenden Silbertupfen und umkränzte sein Haupt mit einer blitzenden Sternenkrone, die mit der Weite des Weges zu einem dicken Pelz anschwoll, wie ihn die Bürgersleute hierzulande trugen.

So ganz in königlicheWürden gehüllt, schritt der Vagant durch die stillen Gassen. Seine von dikken, schneeigen Brauen überkrusteten Augen richteten sich blinzelnd auf die Scheiben der Fenster. Helle Fröhlichkeit leuchtete dahinter auf. Welche warme, glückliche und friedvolle Welt — von keinem Windhauch bewegt — senkte ihr Adventlicht über den Alten. Es erweckte in ihm den ganzen Schatz verschütteter Erinnerungen, die er im wechselvollen Spiel seines Daseins mit sich herumtrug. Der Menschen Nähe berührte ihn. Sie stimmte ihn feierlich und merkwürdig weich, aber auch ein wenig hochtrabend und übermütig. Sein von Staunen und Wundern erfüllter großer Kinderblick erhob sich zu den Fenstern, deren Licht alle Wohltaten widerstrahlte — vom warmen Ofen bis zum herzlichen Wort der Mutter. Immer wenn den Alten eine rührselige Stimmung überkam, war sie umkleidet von der Erinnerung an die Mutter. Das Gedenken an sie weckte noch einmal alle Schönheiten in seiner Seele auf, auf die ihn seine Mutter einst hingewiesen und die er versäumt hatte. Obwohl Albin das Maß seiner Schritte, die die Welt in ihrer ganzen Länge und Breite unter ihren Sohlen davonrinnen fühlten, um keinen Millimeter vergrößerte, kam er bei seinem Vorhaben doch gänzlich außer Atem. Mit fast letzter Lungenkraft erklomm er die Stufen der unter den rinnenden Flocken fast ganz verblassenden Kirche. Ein Sturzbach Silberlicht floß ihm durch das offene Tor entgegen. Albin drängte sich gegen den Torflügel, den der Kirchendiener soeben mit gewichtiger Mine zuschieben wollte. Zuerst zögerte der Alte; denn wie alle Landstreicher stieß auch ihn das Ordentliche an dieser uniformähnlichen Gewandung zurück. Noch niemals war er mit einem Uniformierten zu einem guten Einvernehmen gelangt. Das erwartete er auch hier nicht. Dazu beleumundeten ihn die Löcher in seinem Wams allzu schlecht. So war er schon darauf, wieder umzukehren, als der Kirchendiener die hohen weißen Pelzbesätze auf Mütze und Kragen des Landstreichers gewahrte und vor so viel Würde tief und demutsvoll seinen Rücken vor dem späten Gast beugte. Der Lichtschein von Hunderten Kerzen umarmte den Ein=

samen mit warmen Kuß. Gerührt mußte er die Augen schließen, sehr verwundert darüber, daß sich so etwas weibisch Feuchtes darin spürbar machte. So alt bist du also schon, nahm er sich ins Gebet und bemühte sich, in eine der im Schatten liegenden Seitenbänke zu treten, aber der Kirchendiener hatte für seine würdige Erscheinung einen besseren Platz ausersehen. Es war dem Alten nicht sehr recht, daß er ihn ganz vorn inmitten eines Spaliers vornehmster Ortsgewaltiger einordnete und ihm damit allzu dekorativ dem härtesten Licht aussetzte. Daß man ihm aber auch hier in gänzlicher Verkennung seiner Person eine Ehrerbietung entgegenbrachte, warf ihn etwas aus seinem moralischen Gleichgewicht. In völliger Verwirrung zog er seine Mütze vom Haupt, so daß die Stoppeln darauf traurig in die Luft stachen. Zu allem Unheil schüttelte er sich auch noch den letzten würdigen Glanz von seiner Vagantenpelle. In feuchten Wolken sank er zu Boden und bildete auf den Fliesen eine unglaublich bescheidene Pfütze. Nun konnten sich die Blicke aller Honoraten an seinen zahllosen Löchern amüsieren und empören. Dem Alten tat es nicht mehr weh. Auch daß der Kirchendiener über diese traurige Entpuppung ein recht unmutiges Gesicht schnitt, rührte ihn kaum. Wohl merkte er ihm an, wie sehr er sich seines Irrtums ärgerte und seiner so leichtfertig weggeschenkten Verbeugung, aber das ließ sich ebensowenig zurücknehmen wie der angewiesene Platz zu Füßen des Herrn. Niemand konnte ihn hier vertreiben. Dem Alten wäre die Dunkelheit lieber gewesen. Er war's nicht gewohnt, so im hellen Lichte zu stehen — sondern war mehr ein Dunkeltier, das das Licht in nippenden Tropfen genoß oder es bis zum sinnlosen Rausch ausschöpfte. Das allzu grelle Licht der Öffentlichkeit tat ihm nicht wohl. Es hatte zu viele prüfende Augen und noch mehr ungerechte Urteile in Verwahrung. Dieses Licht jedoch so dicht von

# Köln

## Das war der 77. Deutsche Katholikentag

**Köln würde uns einen großen Katholikentag schenken, das stand schon lange zuvor außer Frage. Groß war er denn auch in all seinen Ausmaßen. Das Riesenprogramm, aus dem jeder Besucher nur eine ganz bescheidene Auswahl herausgreifen konnte, wickelte sich in reibungsloser Organisation ab. Köln konnte Besucherzahlen aufweisen wie kein Katholikentag je zuvor. Groß und großartig waren die Kundgebungen, die der Heilige Vater in seiner Grußbotschaft „die diesjährige Heerschau" nannte.**

**Vielmehr aber ist der Kölner Katholikentag ein Großer zu nennen, weil es ihm gelungen ist, bei aller Weite der Dimensionen eine überaus herzliche Atmosphäre zu schaffen. Selbst bei den Vorträgen brach sie immer wieder durch; am meisten allerdings war sie zu spüren bei den Begegnungen. Sie wurden vor allem gesucht und zwar von den Menschen der Zone wie auch von den Westdeutschen. Eigentlich war es doch schade, daß diesem Anliegen nicht noch mehr Raum gegeben war.**

**Die tiefste und stillste und innerlichste Begegnung fand statt in den vielen Kirchen Kölns, die die ganzen Tage über förmlich gestürmt wurden. Wie viele Gottesdienste erlebte dieser Katholikentag, der mit Recht ein Katholikentag des Gebetes und der Gottesdienste genannt werden darf.**

**„Keiner fühlte sich als Teilchen einer Masse, sondern als ein Mensch, der in Freiheit vor seinen Gott tritt", so formulierte der Bundeskanzler das große Erlebnis von Klön, das wir hier der Bundeskanzler das große Erlebnis von Köln, das wir hier waren nämlich noch: die Weihe des Minoritenklosters, die Übertragung der Reliquien des heiligen Franziskus und der Gebeine des Johannes Duns Scotus vom Dom zur Minoritenkirche, die Betstunden um den Frieden, die Jugendveranstaltung im Eis- und Schwimmstadium, die Pontifikalmesse, die unser Erzbischof für die Berufsgemeinschaft Katholischer Jugendleiterinnen und Kindergärtnerinnen zelebrierte, die Pontifikalmesse für die Pax-Christi-Bewegung, bei der Pater Mario von Galli sprach, da war die sehr ernste Predigt des Bischofs Spülbeck, die Begegnung mit Abbe Pierre, die Grundsteinlegung des Katholikentagdorfes, da waren die vielen ausgezeichneten Ausstellungen, von denen „Maria und Christus" vielleicht besonders genannt werden darf; da war noch so Vieles und Gewaltiges, das sich unlösbar den Herzen der Wallfahrer eingeprägt hat. Das Erschütterndste dieser Tage war das große Geschenk, das die Menschen aus der Ostzone mitbrachten. Bei ihnen konnte man erfahren was Kirche ist, was lebendige Gläubigkeit vermag.**

des Himmels Thron tat dem Alten wohl. Lechzend nahm er es auf. Es war wie ein Sitzen an warmen Kaminen und dem Geplauder der Mutter zu lauschen. Drang nicht ihre Stimme aus der Höhe der Kanzel und der Ferne des Altars zu ihm nieder? Und vom Chor herab jubilierte das Kükenvolk der Geschwister. Ein ganzes Nest. Albin wurde sehr wunderlich zumute. Des Pfarrers Stimme, die den ganzen Raum mit ihrem Schall füllte, schürte viele Feuer der Erinnerung in dem alten Landstreicher an, während der eigentliche Sinn des Gesprochenen vor seinem Ohre verstarb. Ein eigener Sinn und eine eigene schöne Bedeutung wuchsen ihnen. Alle Worte des Priesters hüllten sich in die heilige Stimme seiner Mutter. Sie breitete ein großes Glück über den Alten aus. Es schwang im Dröhnen der Orgeltöne und im wogenden Gesang der Gläubigen. Es erhob sich zur Kuppel des Kirchenschiffs und schien in die Unendlichkeit des Himmels hinauszutreten. Gott und Mutter vereinigten sich zu einem Gesicht.

Alles war genauso wie damals in der niedrigen Stube, wenn die vier Lichtstumpfe das schmale Tischviereck erhellten und ein bißchen davon auf die Gesichter der umsitzenden Kinder geriet. Da würfelten ihre weißen Händchen lustig über die Tischkante, haschten und neckten einander, bis sie die ruhige Stimme der Mutter zur Sittsamkeit gemahnte und das derbe Dunkel des väterlichen Gebrummels wie die große Glocke aus dem Kirchenstuhl in diesem Chore mitklang. Dann sangen sie alle. Deutlich hörte der Alte noch seine eigene Stimme heraus. Wahrhaftig, er spitzte auch schon seine Lippen und versuchte sich noch einmal darin. Nur sehr dünn drang es aus seiner Brust und dazu noch miserabel schlecht, aber in des Alten Ohr und Herzen schwangen die Töne seiner Jugend wieder.

„Mutter . . .“ wisperte er zu allen Marienbildern empor, und er fühlte sich wohlgeborgen zwischen ihnen. —

Unter den dröhnenden Fanfarenstößen der Orgel erhob sich die Menge und drängte aus den Bänken zum Tor. Geduldig, wie er's immer gewohnt war, ließ der Alte alle Menschen an sich vorbeitreiben. Sie bemerkten sein vom Schnee benetztes Gesicht und führten die Feuchtigkeit auf seine innere Rührung zurück, in welche ihn die Worte des Priesters versetzt hatten. Warme Pelzmäntel und weiche Seidenkleider, glatte Samtbeschläge und wollige Umhänge streiften seine Hand oder berührten sein Gesicht mit ihrem Duft, darin Wärme und Geborgenheit ein glückliches Dasein atmeten. Gerötete Gesichter trugen die Menschen — feierlich erfüllt vom Größten ihrer Seele, das sie angerührt, und angepackt vom Leben, das in vielgestaltigen Bildern und Motiven in ihnen und um sie her abrollte, blühte, reifte und verging.

Von der Kirchentür her schürte ein erregendes Klimpern des Alten waches Ohr für die Freigebigkeit der Menschen an diesem Vorsonntag der Erfüllung. Ungewollt trug es ihn einen halben Schritt vor, so daß seine Gestalt noch schärfer im Kegel der festlichen Halle stand. Nun konnte man den Alten nicht mehr übersehen, wenn man an ihm vorbeitrat, und auch

# Köln

## Zahlen vom Katholikentag

| | |
|---|---|
| 1 000 000 | **nahezu wohnten der großen Schlußkundgebung im Stadion Nordfeld bei** |
| 800 000 | **Menschen erlebten die stimmungsvolle Schiffsprozession dichtgesäumt am Ufer und auf den Brücken des Rheines** |
| 500 000 | **oder mehr Gläubige feierten mit Erzbischof Münch im Stadion eine Pontifikalmesse** |
| 85 000 | **Besucher schritten durch die Ausstellung „Missio“** |
| 30 000 | **Kölner nahmen Freunde und Bekannte in ihre Wohnungen auf** |
| 30 000 | **Menschen harrten während des ersten Pontifikalamtes enggedrängt vor dem hohen Dom** |
| 28 600 | **Gläubige waren zum Katholikentag aus der Ostzone gekommen** |
| 20 000 | **Privatquartiere wurden außerdem dem Lokalkomitee von Katholiken und Protestanten zur Verfügung gestellt** |
| 15 000 | **geladene Gäste durften im Dom das erste feierliche Pontifikalamt nach der Wiedereröffnung mitfeiern** |
| 650 | **Zelte umfaßte das Lager der Jungen bei den Messehallen** |
| 20 | **DM erhielt jeder angemeldete Besucher aus der Ostzone zusammen mit einem Essengutschein, einem Wertscheinheft und Straßenbahnfreikarten** |
| 7½ | **Meilen Kabel waren zum Stadion Nordfeld verlegt** |

sein Gesicht mußte man bemerken darin alle Landstraßen ihre wirren Linien und Fahrtrichtungen eingezeichnet hatten — eingeritzt und eingekrallt wie Leid und Glück, das jedes zu seiner Zeit nach ihm ergriffen hatte.

Auch in dieser Stunde geschah es, daß eines von beiden seine Hand ergriff und mit gütigem Blick seine Augen suchte, um die Vorhänge vor den Geheimnissen seiner Wunden hinwegzuziehen. Der Alte spürte diesen Blick. Er trieb ihm das helle Feuer in die Wangen. Das Frauengesicht, dem er gehörte, war ihm fremd. Es war ein Gesicht voller Furchen wie ein trächtiger Acker und reich übersät mit Steinen erhärteter Schmerzen. Dazu kam noch, daß sie etwas Blankes und Glattes in seine Hand gleiten ließ, dem Fingerspitzengefühl seiner Landstreicherfingen wohlbekannt. Aber nicht das war es, das den alten Vaganten erregte und beglückte. Diese fremde Frauenhand war ihm viel mehr. War's die Wärme ihrer groben Hände oder die Fürsorge, die sie ausstrahlten? Wovon wich plötzlich seine Angst? Was stimmte ihn so ruhig und erfüllte ihn voll feierlicher Musik? War es nicht ein Wiegenlied, das die Hand der alten Frau ihm ins Herz spielte? Auf einmal klopfte sein Herz so lebhaft wie eine Kindertrommel. Ein Schwindel packte ihn. Und leise kam es ihm von den Lippen: „Mutter, dank euch . . .“ Sein Haupt neigte sich tief vor der Frau, bis der letzte Kirchenbesucher an ihm vorbeigeschritten war und der Kirchendiener ihn barsch hinauswies.

Die Töne der Orgel waren längst verklungen, das Licht gelöscht, aber in dem alten Landstreicher tönte und brannte es noch hell und lebhaft weiter. Er wischte sich das Gesicht — immer und immer wieder. Es schneite nicht mehr. Ein funkelnagelneuer Himmel überdeckte die Welt mit einem Leuchten, das einem tief in die Seele griff. Darunter hinweg schritt der Landstreicher mit einem Gesicht, auf dem alle Adventskerzen brannten. Eine glückliche Stunde hatte Einkehr bei ihm gehalten.

# Die grosse Freude

**von Maurus Münch O.S.B.**

Kaum eine Zeit des Kirchenjahres ist von so viel Innigkeit und stillem Jubel erfüllt wie diese Wochen des Adventes unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Gott steigt nieder auf die Erde. Gott wird Mensch um der Menschen willen. Gott wird arm und klein. Gott will all das miterleben, was uns auf dieser Welt bedrückt, um uns hinaufzuheben in seine Ewigkeit und sein unsagbares Glück. Nur wer diese Wahrheit des Weihnachtsgeheimnisses erfaßt hat, kann die Liturgie dieser Adventserwartung verstehen. Lauschen wir einmal still ihren Texten: „An jenem Tage werden die Berge Freudenströme auf das Land ergießen und von den Hügeln rieseln wie die Flüsse Milch und Honig. . . Sieh, der Herr wird kommen und mit Ihm werden kommen alle seine Heiligen; erstrahlen wird an jenem Tag ein großes Licht, alleluja. . . Siehe es wird kommen der Prophet, gewaltig groß; Er wird Jerusalem erneuern, alleluja.“ (Vesper des 1. Adventssonntags).

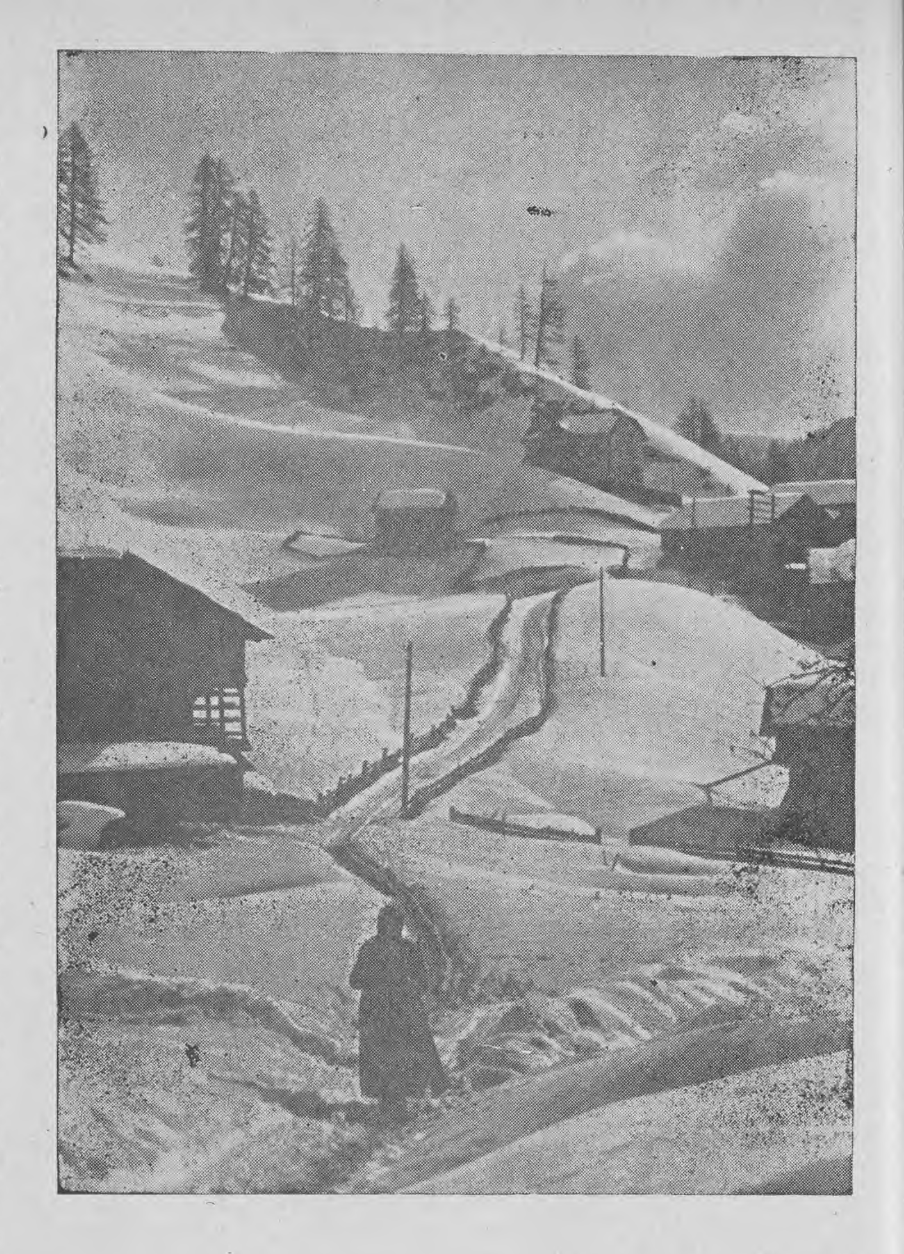
Auf den Heiland harren wir, den Herrn Jesus Christus. Er wird unsern armen Leib umgestalten; Er wird ihn gleichgestalten seinem verklärten Leibe einst. Nüchtern, gerecht und gütig laßt uns leben inmitten dieser Welt; harren wollen wir auf die beglückende Erfüllung unseres Hoffens, auf die Ankunft der Herrlichkeit und Größe Gottes; denn Er wird unseren armen Leib umgestalten, gleichgestalten seinem eigenen verklärten Leibe . . . Unsere feste Stadt ist Sion, ihr Schutz wird der Heiland sein, er wird ihr Mauer sein und Vorwerk. Weit öffnet die Pforten, denn der Herr wird selbst bei uns sein, alleluja. . . . Siehe unser Herr wird kommen; erleuchten wird er die Augen seiner Diener, Alleluja. . . Komm, Herr, such' uns heim mit Deinem Frieden, daß wir uns freuen vor Dir mit einem Herzen ohne Fehle. . . (2. Adventswoche).

Und dann kommt der 3. Sonntag im Advent, Gaudete, der Sonntag der Freude. Da betet die hl. Liturgie nicht mehr zu großen Nachtwachen. „Den König, der da kommen wird, kommt laßt uns ihn anbeten.“ An diesem Sonntag sind die Altäre mit Blumen geschmückt, froher Orgelklang erklingt im liturgischen Gottesdienst und die Priester vertauschen das Violett der Bußgewänder mit dem freudigen Rosa der Festkleider bei Hochamt und Vesper dieses Sonntages. Zum Eingang erklingt der große Freudenruf des Introitus „Freuet Euch im Herrn! Wiederum sage ich freuet Euch! Denn der Herr ix nahe.“ Und wiederum jubelt es durch das Offizium dieses Tages „Der Herr wird kommen und nicht zögern; sein Licht wird ent-

hüllen, was durch Finsternis verborgen war. Und Er wird sich offenbaren allen Völkern, alleluja. Jerusalem, freue Dich in großem Jubel, denn kommen wird Dein Heiland, alleluja. . . Gerecht und from laßt uns leben, harrend der seligen Hoffnung und der Ankunft des Herrn." Mit freudiger Sehnsucht beten wir an diesem Sonntag der Freude: „Wir bitten Dich, Herr, neige Dein Ohr unserem Flehen und erleuchte die Finsternis unseres Gemütes durch die Gnade Deiner Heimsuchung."

Mit dem 17. Dezember beginnen die großen Antiphonen, jene frohen Sehnsuchtslieder, mit denen die Kirche an den Abenden vor Weihnachten das Magnifikat umrahmt. Da klingt es als Schrei der Menschheit auf „O Weisheit, dem Mund des Allerhöchsten entprossen, von Pol zu Pol reicht Deine Hand voll Macht, in Güte lenkst Du das All, komm, lehre uns der Weisheit Weg. . . O Adonai, Fürst des Hauses Israel, in Feuerflammen des Dornbusches bist Du dem Moses einst erschienen, auf Sinai gabst Du ihm Dein Gesetz; komm und erlöse uns mit ausgestrecktem Arm. O Wurzel Jesse! Du stehst als Zeichen für die Völker; es werden Fürsten stumm vor Deiner Größe, die Heiden schreien auf zu Dir. Komm, mach uns frei und zögere nicht länger. . . O Schlüssel Davids, Szepter des Hauses Israel; Du öffnest und niemand anders schließt, Du schließest und niemand kann öffnen. Komm, führ heraus den Gefangenen aus seinem Kerker, ihn, der da sitzt in Finsternis und Todesschatten. O Aufgang, Glanz des Lichtes der Ewigkeit: komm, erleuchte alle, die da sitzen in Finsternis und Todesschatten. . ."

„O Völkerkönig! Von aller Welt Ersehnter, Eckstein der alles vereint; komm, rette den Menschen, den Du aus Staub gebildet. O Emmanuel! Unser König und Gesetzgeber, Erwartung und Heiland der Heiden, komm, erlöse uns, Herr, unser Gott!"



Während diese Antiphonen gesungen werden, läutet man im Turm der Domkirche oder Abteikirche die größte Glocke; ihr Klang zittert über die aus tausend Wunden blutende Erde; ihr Klang berührt ganz zart und mütterlich die Herzen der Menschen und ruft ihnen zu: „Tröste Dich, ja tröste Dich, mein Volk, spricht der Herr euer Gott. . . . Hebet die erschlafften Hände und wecket die erschöpften Herzen, es kommt ja Euer Heil und Euer Gott. Heute sollt ihr wissen, daß der Herr kommen wird. Morgen aber werdet Ihr schauen seine Herrlichkeit" (Weihnachtsvigil). Werde still in diesen Tagen, harre auf den Herrn; Er wird Deine Seele lösen und von allem Lärm und aller Unrast, geh Ihm entgegen und dann wirst Du die große Botschaft der heiligen Nacht begreifen. „Ecce annuntio vobis gaudium magnum — Siehe, ich künde Euch die große Freude!"

# Gott -- wer erfasst Seine Wege?

**vom Schriftleiter**

Geheimnisvoll sind Gottes Wege. Ganz anders sind sie als unser Denken über recht und schlecht und klug und unklug. Er hat es uns gesagt, daß es so ist, und wir können es nicht begreifen. Durch den Mund des großen Adventspropheten Isaias sprach Er, der Gott der Macht und Weisheit: „So hoch der Himmel steht über der Erde, steh'n meine Wege über den euren und meine Gedanken über den euren. Denn gleichwie herabkommt der Regen, wie auch der Schnee vom Himmel, und nicht mehr zurückkehrt, sondern tränket die Erde und sie gebären und sprossen macht, und Samen zum Säen gibt und Brot zum Essen, so wird sein Mein Wort, das entspringt Meinem Munde: Es kehrt nicht erfolglos zu mir zurück. Vielmehr wirkt es, was immer Ich wünsche, und vollbringt, wozu Ich es sende." (Isaias 55:9–11)

Das große Wort, das Ewige Wort Gottes war einmal Fleisch geworden, und es hat unter uns gewohnt. Und wir haben Seine Schmach gesehen, die Schmach des Eingeborenen vom Vater, und viele wurden an Ihm irre.

Wir haben auch Seine treuesten Nachfolger gesehen, fromme Menschen, gottesfürchtige Menschen, heilige Männer und Frauen, die „Christus angehörten" (vergl. Gal. 5:24) aus ganzem Herzen, aus ganzem Gemüte und mit allen ihren Kräften. Und — fast erschauernd müssen wir feststellen, daß im Leben der wirklich Frommen, der wirklich Heiligen, alles andere sich zeigt als das, was wir nur nach irdischer Logik denkende Menschen mit „Gottes Lohn und Segen für Treue und Liebe" bezeichnen würden. Im Gegenteil: Es ist, als ob an den Leibern und in den Herzen der Gottliebenden wieder einmal aufbrächen die Kreuzeswunden Jesu mit all' ihren Körper- und Seelenqualen, die Jesus selbst so schwer erleiden mußte, daß Er aufschrie, zweimal: „Vater, wenn es möglich ist, nimm diesen Kelch von Mir!" „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"

Da steht sie wieder einmal vor uns, die uralte Frage: Warum lebt in Herrlichkeit und Ansehen der Gottlose, und warum sind des Frommen Tage Leid und Not? Nur Gott kann Antwort darauf geben. Und es hat uns Gott auch Seine Antwort kundgetan. Eine geheimnisvolle Antwort, unverständlich dem „irdisch Gesinnten", der nicht erfassen kann, „was vom Geiste Gottes kommt. Es erscheint ihm töricht, und er kann es nicht begreifen, weil es geistig beurteilt werden muß" (1. Kor. 2:14).

Selbst dem Frommen und dem Heiligen ist es nicht leicht, Gottes Antwort hinzunehmen, die da sagt: Wer fromm ist und wer immer inniger hineinzuwachsen sich müht in die Heiligkeit Jesu, beginnt immer tiefer und immer weitgreifender Anteil zu nehmen auch am Leiden und Sterben des Gottessohnes. So weit geht diese Anteilnahme, daß an den Heiligen, gerade an den Heiligen, nicht so sehr an den Sündern, wahr wird, was das Gotteswort der Bibel sagt: „Immerfort tragen wir die Tötung Jesu an unserem Leibe. Immerfort sind wir bei lebendigem Leibe dem Tode überliefert um Jesu willen" (2. Kor. 4:10,11).

So weit vollzieht sich das Bluten der Wunden und der Seele Jesu an den Heiligen, daß man manchmal irre daran werden könnte. Wir haben uns halt zu sehr an die Tatsache des Kreuzestodes Christi gewöhnt. Wir empfinden nicht mehr, daß die allergrößte Überraschung, das Unverständlichste, das jedem gerecht empfindenden Herzen Empörendste und Ungerechteste der ganzen Weltgeschichte an Jesus selbst geschehen ist: Ein Gott wurde von Seinen Geschöpfen zum Tode verurteilt, und Er ließ sich verurteilen, um zu retten gerade jene, die Ihn verwerfen.

Dieses Golgatha-Ereignis ist uns keine Überraschung mehr. Es empört uns nicht mehr. Wenn es sich aber im Kleinen an Gottes Freunden wiederholt, wenn ganz plötzlich Unerwartetes kommt, empörend „ungerechte" Dinge, wie wir es nennen, unverständliche, verwirrende, fast wie „mit aller Blindheit geschlagenene" Entscheidungen (wie es uns manchmal scheint) selbst von kirchlich verantwortlichen Seiten, dann geht es in uns hoch. Und wir verlieren Kopf und Gott, oder aber wir gewinnen an gnadenvoller, schmerzensreicher Einsicht: „Wir tragen Jesu Sterben an unserem Leibe, damit auch Jesu Leben an uns offenbar werde" (2. Kor. 4:10). Denn „wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alles zum Besten gereicht, weil sie nach Seinem Ratschluß zu Heiligen berufen sind" (Röm. 8:28).

Am Ende aller Leiden eines wirklich heiligen Menschen sehen wir dann immer wieder genau dasselbe, was an Jesus nach Seiner Grablegung geschehen ist: Jesus erstand, und Sein Werk erstand aus Schmach und Tod. Und Gottes Wort, Seinem Munde entsprungen, erst so erfolglos hier auf Erden, wie es nicht noch erfolgloser werden konnte — als Verbrecher mußte Christus am Kreuze sterben, verspottet, bespuckt, verhöhnt und gehaßt — ja, Gottes Wort kehrt nie erfolglos zu Gott zurück. „Vielmehr wirkt es, was immer Ich wünsche, und es vollbringt, wozu Ich es sende!"

Die Geschichte der Kirche in ihren Heiligen ist die Geschichte der ununterbrochenen fortgesetzten Leiden Jesu an den Leibern und in den zerrissenen Herzen der dem Heiland am nächsten Stehenden. Von den kaum zu zählenden Beispielen wollen wir nur eines geben. Ein Ereignis aus modernerer Zeit, unmöglich fast im Unrecht, das da geschehen, unmöglicher noch in der Blindheit, mit der die ganze Sache von Verantwortlichen aufgefaßt, beurteilt und geleitet wurde. Unmöglich, und doch von Gott gewußt, von Ihm gelenkt und Früchte tragend, die selbst das weisesste Menschenurteil nie hätte erwirken können.

Im Jahre 1946 wurde Maria Theresia de Soubiran selig gesprochen. Ganz der Liebe Gottes hingegeben, gründete sie nach vielem Gebet und von weisen Priestern beraten im Jahre 1864 die Schwesterngenossenschaft „de Marie Auxiliatrice", die Schwestern Unserer Lieben Frau von der Hilfe. Vier Jahre später, in 1868, wurde die neue Genossenschaft vom Heiligen Stuhl approbiert. Der Schwesternorden begann zu wachsen und zu gedeihen.

Und dann kam plötzlich das Kreuz. Im Jahre 1868 wurde eine Novizin aufgenommen, die spätere Mutter Maria Franziska. Mutter M. Franziska war eine Frau von — wie es schien — außerordentlichen Talenten, welterfahren, und fünf Jahre älter als die Gründerin, die heute selige Mutter Maria Teresia de Soubiran. Welchen Einfluß Mutter M. Franziska auf die Gründerin und alle Schwestern hatte, ist daraus zu ersehen, daß sie bereits drei Jahre nach ihrem Eintritt in den Orden zur Generalassistentin erwählt wurde.

Als Generalasistentin war Mutter M. Franziska voller Unternehmungsgeist. Sie konnte der Generalleitung einen Plan bezüglich der Entwicklung der noch jungen Ordensgenossenschaft vorlegen, der, wie die Akten erzählen, „sofort angenommen wurde, da Mutter M. Franziska ihn so glänzend, so überzeugend und glaubenswarm ans Herz zu legen verstand."

Mutter M. Franziska begann nun sofort damit, ihre Ideen zu verwirklichen. Sie gründete neue Häuser, baute neue Klöster und Heime, wirkte hier und schaffte da — über alles Maß hinaus, wie die selige Mutter Maria Teresia es oft, das Schlimmste befürchtend, sagte. Mutter M. Franziska wußte jedoch immer wieder die Generalleitung zu überzeugen, daß alles, was sie tue, wohl berechnet und dem Werke Gottes dienstlich sei.

So wohl und so klug wußte sie zu reden, daß erst spätere Akten uns erzählen, „die unter dem Namen Mutter M. Franziska bezeichnete Person sei herrschsüchtig, in ihren Entscheidungen ganz von Augenblicksstimmungen abhängig, und äußerst ehrgeizig" gewesen'

Bei so einem Charakter mußte kommen, was auch im Jahre 1874 wirklich geschah: Die Genossenschaft kam in größte Geldschwierigkeiten. Als

# Der Glanz Deines Lichtes

**Mein Gott, Du hast Deine Welt gefällig gemacht, sodaß sie uns gefallen muß und schön ist nach unserem Geschmack. Die Sterne gehen in geschwungenn Bogen, die einfach und großartig zugleich, durch die Räume, und die Formen Deiner Pflanzen und Tiere sind anschaulich, anmutig, lieblich und beglückend für unser Betrachten. Du wolltest, daß alle Dinge für uns nicht nur im Lichte liegen, sondern in einem süßen, in einem farbig schönen, in einem unserem Geiste wohltuenden Licht.**

**Selbst über Deinen schwersten Geheimnissen, die Du in unsere Mitte stelltest, liegt ein geheimnisvoller Schimmer von Schönheit, die wir erfassen können. Über den furchtbaren Zeichen des Kreuzes und des Gekreuzigten, über dem Bilde der Schmerzensreichen und über den blutigen Martyrien Deiner Heiligen ist ein wundersamer Glanz, den wir auch gleich gesehen haben, und den unsere Hände nachzubilden versuchten. Die toten Wände unserer Bauwerke sind hell geworden von diesem Glanz, den wir da nachgeschaffen haben. Leuchtende Gestalten haben wir an unsere Wände gemalt und auf Deine Altäre gestellt. Wie hell muß das Licht sein, daß es uns selbst in der Qual und im Tod noch einen Schimmer von Schönheit zeigt, den Du dort ausgestreut hast — eigens für uns.**

Peter Lippert S. J.

diese Schwierigkeiten untragbar wurden, erklärte und „bewies" Mutter M. Franziska, die Gründerin und Generaloberin, Mutter Maria Teresia, sei an allem schuld. Die Sache kam zur kirchlichen Untersuchung, die wieder einmal vollständig unter dem Einfluß der geistesregen Mutter M. Franziska stand.

Die selige Maria Teresia de Soubiran wurde aus dem von ihr gegründeten Schwesternorden ausgestoßen. Es wurde über sie berichtet, sie sei „eine Person ganz ohne Urteil, höchst unpraktischen Sinnes, stolz, eingenommen von sich selbst, rechthaberisch, ohne wahren Ordensgeist."

Die Selige zog in die Verbannung. Zwanzig Jahre hatte sie als Ordensfrau gelebt, im Kloster wünschte sie auch dem Herrn weiter zu dienen. Sie bat bei den Schwestern von der Heimsuchung und bei den Carmeliterinnen um Aufnahme, fand sie aber nicht. Erst im Konvent U. L. Frau von der Liebe zu Toulouse fand sie offene Türen. Nach vielen verdemütigenden Schwierigkeiten wurde ihr im Jahre 1877 die Erlaubnis erteilt, bei den Schwestern von Toulouse neue Ordensgelübde abzulegen. Dort lebte sie bis zum Jahre 1889, wohl beobachtet von der inzwischen zur Generaloberin ernannten Mutter M. Franziska. Weder brieflich noch mündlich durfte die seliggesprochene Dulderin mit den Schwestern ihrer Ordensgründung verkehren. Mutter M. Franziska wachte scharf darüber, daß die Selige ausgestoßen und verstoßen blieb, und immer auch in ungutem Ruf.

Die selige Maria Teresia de Soubiran starb am 7. Juni 1889. Ein einziges Mal nur hörte sie während der fünfzehn Jahre ihrer Verbannung von der Genossenschaft, die sie gegründet hatte. Es stand schlecht um die Schwestern Unserer Frau von der Hilfe. Die neue Generaloberin, Mutter M. Franziska, trieb die Genossenschaft finanziell und auch in der Ordendisziplin dem vollständigen Ruin entgegen. So schlimm waren die Nachrichten, daß die Selige damals schrieb: „Jetzt weiß ich, daß die (von mir gegründete) Genossenschaft, die Gott doch so liebt, über die Er so liebevoll gewacht, jetzt weiß ich, daß diese Genossenschaft geistig tot ist. Ihre hohen Ziele, ihre ursprüngliche Form des Ordenslebens, ihre Methoden, Heiligkeit zu bauen und Liebe zu verbreiten, bestehen nicht mehr. Alles das bereitet mir bittersten, unaussprechbaren Schmerz. Doch — ich liebe Gott und ich liebe Gottes Pläne. Ich bin ja nichts vor Gottes heiligem, unfaßbaren Wollen."

Immer größer und ernster wurden die Schwierigkeiten im Orden der Schwestern „de Marie Auxiliatrice." Im Jahre 1889, kurz nach dem Hinscheiden der seligen Gründerin, sah sich die Generalverwaltung gezwungen, der Generaloberin alle Mitarbeit bezüglich ihrer Pläne und „Reformen" zu verweigern. Genau 16 Jahre nach der Verstoßung der seligen Maria Teresia verließ auch Mutter M. Franziska Orden und Ordensleben. Kardinal Erzbischof Richard von Paris ernannte eine neue Generaloberin, die sich alle Mühe gab, den Schwestern wieder den alten Ordensgeist zu geben und die Unschuld der verstoßenen Gründerin an den Tag zu bringen.

Als man sich aus Anlaß der Seligsprechung unserer Dulderin näher mit der „Mutter M. Franziska" zu befassen begann, entdeckte man, daß Maria Franziska kirchenrechtlich nie Ordensfrau war und nie Generaloberin sein konnte: Sie war eine verheiratete Frau, die sich von ihrem Manne getrennt und noch zu Lebzeiten ihres Mannes Ordensgelübde abgelegt und als Generaloberin gewirkt hatte. Heute fragen sich die Kirchengeschichtler: Wie war so etwas möglich? Wie konnte so etwas von den mit der Untersuchung Beauftragten übersehen werden? Wie kam es nur, daß die Untersuchenden, ganz unter dem Einfluß der „Mutter Maria Franziska" stehend, nur einseitig untersuchten? Nur den Charakter, die Taten und Entscheidungen der Mutter Maria Teresia, nicht aber Charakter und Wirken der „Mutter Franziska? und wie kam es, daß der Untersuchenden Meinung über die Selige so blind mit dem Urteil übereinstimmte, das „Mutter" Franziska über Maria Teresia de Soubiran so eifrig vor den kirchlichen Behörden vertrat und 16 Jahre lang verbreitete?

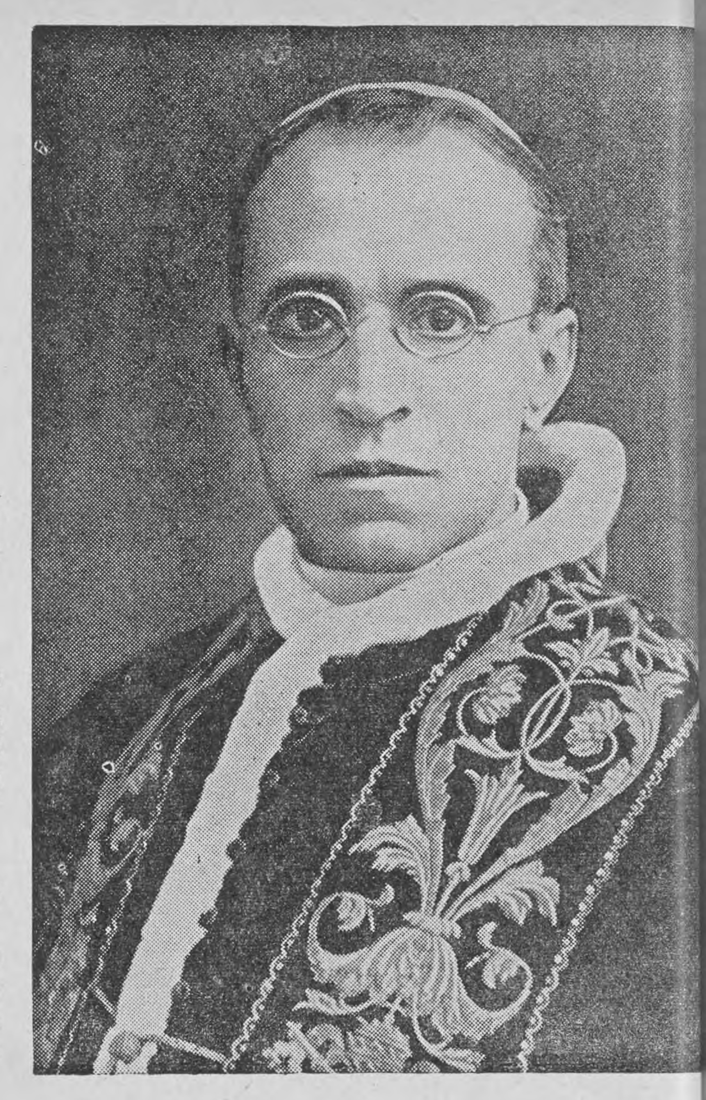
Gott weiß, warum das hier erzählte geschehen durfte. Er hat Seine eigenen Wege, heilig zu machen und seinen Menschen — auch seinen Orden — das zu geben, was unter uns sein und wachsen muß: Wahre Heiligkeit, ganz tief verwurzelt im Kreuz und in der Herrlichkeit Jesu Christi, Seines Sohnes.

„Uns aber sei es ferne, uns zu rühmen, es sei denn im Kreuz unseres Herrn Jesus Christus; in Ihm ist für uns das Heil, das Leben und die Auferstehung!" (Gal. 6:14).

**„Erst gibt der liebe Gott einen Bräutigam, der schließt das Herz auf; dann kommen Kinder und reinigen es; später kommen Enkelkinder und erhalten es warm und weich, bis endlich Gott selbst kommt und es verklärt mit Seiner Klarheit."**

Pius XII. zu Neuvermählten

# Das Papstwort an die deutschen Katholiken



Der letzte große Höhepunkt des Katholikentages in Köln war die Ansprache des Papstes. Ergriffen lauschten die Gläubigen der geliebten Stimme des Heiligen Vaters, die sehr klar und gut verständlich aus dem Lautsprecher klang:

Ehrwürdige Brüder!

Geliebte Söhne und Töchter des katholischen Deutschlands!

Mit freudiger Erregung richten Wir an den Siebenundsiebzigsten Deutschen Katholikentag zu seiner machtvollen Kundgebung Unser Wort, um das Uns der von Uns hochgeschätzte Kardinalerzbischof von Köln gebeten hat.

Es soll ein Wort herzlichen Grußes sein an die dort anwesenden Kardinäle, Bischöfe und Priester; an alle, die aus ganz Deutschland, in großer Zahl auch von jenseits der Zonengrenze, zum Katholikentag im „Heiligen Köln" zusammengeströmt sind; an die Gäste endlich, die aus anderen europäischen Ländern und aus der ganzen Welt, aus allen Kontinenten sich zu eurer Festtagung eingefunden haben und ihr das eindrucksvolle Gepräge der allumfassenden Weltkirche verleihen.

Unser Wort soll weiter ein Wort der Anerkennung und des Dankes sein an eure mannigfaltigen freien Vereinigungen: Bruderschaften und Vereine, Verbände, Bünde und Werke, die als Katholische Aktion oder im Sinn der Katholischen Aktion während der zurückliegenden Jahre hochwertige Arbeit geleistet haben — für die religiöse Vervollkommnung ihrer Mitglieder, für die katholische Weltmission und die katholische Diaspora in der Heimat, für die Jugend, für Erziehung und Schule, für die Welt der Arbeit, für einzelne Stände und Berufe, in Werken der Fürsorge und Caritas, für Presse, Wissenschaft und andere Kulturbereiche. Kölns Bekennerbischof Clemens August von Droste zu Vischering, der durch seine mutige Tat die katholische Bewegung in Deutschland ins Leben rief, die tapferen Männer und Frauen, Priester und Laien, die derselben auf den Katholikentagen ihre Form gaben und eure Organisationen gründeten — drei jener führenden Gestalten, die, welche dem ersten Kölner Katholikentag im Jahre 1858 stark sein Gepräge gaben, können Wir nicht umhin mit Namen zu nennen: Kölns damaligen Erzbischof Kardinal Johannes von Geißel, den innigen Verehrer Marias und mächtigen Förderer der katholischen Bewegung; den Priester und Gesellenvater Adolf Kolping; August Reichensperger, den Herold des Dombaues zu den unerschrockenen Laienführern des katholischen Deutschlands im 19. Jahrhundert zählend — alle diese Männer und Frauen haben

nicht umsonst gearbeitet. Was sie pflanzten, hat reiche Ernte gebracht.

Unser Wort soll endlich sein ein Wort der Freude über die glücklich vollendete Wiederherstellung des Kölner Domes, sowie des Lobes der Wagemutigen, die dieses schwierige Werk geschafft haben. Der Kölner Dom steht da als Anruf an alle: Empor die Herzen zu Gott! Er steht da als in Stein gehauener Dank an den Allmächtigen, daß Er Deutschland aus völligem Zusammenbruch in so kurzer Zeit gnädig wieder emporgeführt hat. Er steht wieder da als Wahrzeichen des katholischen Deutschlands und als Sinnbild der Kirche Christi, des hoch über die Völker emporragenden Banners.

„Signum levatum in nationes" (Is. 11,12) unter dieses Merkwort habt ihr eure diesjährige Heerschau gestellt. In euren Arbeitskreisen und Versammlungen wird Schönes und Tiefes darüber gesprochen worden sein. Wir wollen kurz auf folgendes hinweisen: Erstens: Die weltanschaulichen Stürme der letzten Jahrhunderte haben im außerkatholischen religiösen Bereich verheerend gewirkt. Sie haben auch gegen den Felsen gewütet, auf den Christus seine Kirche baute, und sie haben versucht, ihr Werk der Zerstörung in die Kirche hineinzutragen. Die Kirche mußte sich unter bitteren inneren Kämpfen zur Wehr setzen. Sie hat aber den ihr von Christus anvertrauten Schatz an Wahrheit und Gnade, vom Glauben an den Dreieinigen Gott und die Gottheit Jesu Christi bis zum Glauben an die Auferstehung und das Ewige Leben nie auch nur antasten lassen. Sie hat vielmehr zum Gegenstoß ausgeholt und gerade in dieser religiös erkaltenden und verödenden Zeit die Ströme der eucharistischen Gnaden sich in einer Fülle über ihre Gläubigen ergießen lassen wie nie zuvor in ihrer Geschichte.

Wir glauben, dieses offene Bekenntnis dem Herrn der Kirche schuldig zu sein; nur sein Wille und seine Macht sind es ja, welche die Kirche durch alle Stürme unversehrt hindurch führen. Wir glauben jenes Bekenntnis schuldig zu sein auch denen, die, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, schon nahe an den Toren der Kirche stehen, sowie allen — und es sind ihrer sehr viele und immer mehr — welche die Angst vor den entfesselten Kräften der Natur, vor dem Dasein, vor der Zukunft, vor sich selbst drängt und treibt, nach einem festen Halt zu suchen. Die Kirche bietet ihn; sie selbst ist dieser feste Halt. Wer sich ihr anvertraut, verliert nichts von dem, was er an Echtem besaß. Was immer in anderen Bekenntnissen, auch nicht christlichen, an Wahrem und Gutem sich findet, ist beheimatet, hat seinen tiefen Sinn und seine Erfüllung in der katholischen Kirche. Sie bietet jenen Halt, ohne den Menschen in ein totalitäres System zu zwängen, unter voller Achtung seiner mit Geist und Freiheit begabten Natur, der Würde und übernatürlichen Berufung seiner Person. Auch für die Freiheit des menschlichen Wissens und Forschens kennt sie nur eine Grenze: jene, die Gott selbst durch seine Offenbarung, durch sein klares Wort gezogen hat.

Zweitens: Eine Kirche, die von sich sagt, daß sie das über die Völker emporragende Zeichen sei, wird man heute fragen nach ihrem Beitrag zur Schaffung der sozialen Ordnung.

Die katholische Kirche kann ohne Überheblichkeit darauf hinweisen, daß sie im Lauf ihrer Geschichte Gewaltiges geleistet hat zum Aufbau und Besten des gesellschaftlichen Lebens, und historische Forschung hat ihr dies schon längst bestätigt. Die Kirche hielt auch wahrscheinlich die Augen nicht verschlossen vor der abgründigen sozialen Unordnung, die das Zeitalter der Technik und des Kapitalismus brachte. Daß sie allein die soziale Frage lösen könnte, hat sie nie vermeint. Sie darf aber erhobenen Hauptes hinweisen auf die Werte, die sie zu deren Lösung bereitgestellt hat und bereithält. Ein solcher Wert ist ihre Soziallehre, bis zum letzten orientiert am Naturrecht und am Gesetz Christi. Sie hat sich bewährt und als sehr fruchtbar erwiesen, gerade auch bei euch, in Deutschland. Die Kirche braucht in wesentlichen Dingen an ihrer Soziallehre keinen Abstrich zu machen. Sie bleibt in Geltung.

Die Kirche hat immer stark betont, daß es zum Aufbau einer haltbaren sozialen Ordnung neben der Reform der Zustände auch der Gesinnungspflege bedarf: der Ausrichtung der Gewissen an einem unbedingt gültigen Ordnungsbild und der sittlichen Kräfte, um immer dem Gewissen entsprechend zu handeln. Die Kirche nimmt für sich in Anspruch, und sie hat erwiesen, daß sie Menschen solcher Gesinnung zu bilden vermag. Auch von hier aus gesehen ist der eucharistische Frühling, den die Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts gebracht hat, sichtbar und greifbar das Werk der Göttlichen Vorsehung.

Drittens: An der Tatsache, daß die katholische Kirche seit Jahrzehnten, vor allem seit zehn Jahren unter einer der schwersten, jedenfalls unter der gefährlichsten Verfolgung steht, die je über sie hingegangen ist, an dieser Tatsache kann eine Kundgebung, gewaltig wie eure, die sich zudem unter die Losung stellt: die Kirche, das hoch über die Völker emporragende Zeichen, nicht achtlos vorübergehen. Denn Jesus Christus hat seiner Kirche Auftrag und Sendung erteilt bis an das Ende der Zeiten auch unter dem Zeichen, daß sie die verfolgte Kirche sein werde. Kirchenverfolgung ist immer Teilnahme des

mystischen Leibes Christi an den Wundmalen des Herrn, und daß es zwischen einem System, das den Atheismus, die Gottlosigkeit, zur Grundlage hat, und der katholischen Kirche zum schwersten Zusammenstoß kam, darauf darf die Kirche mit Recht stolz sein.

Das ändert nichts daran, daß sie mit allen, die um des Glaubens willen Bitterstes erlitten und noch erleiden, selbst tief mitleidet. Die Kirche kann auch bangen um ihre Zukunft in den von der Verfolgung erfaßten riesigen Räumen, denn dem Gegner stehen in den Zwangsmaßnahmen des totalitären Staates und den ausgeklügelten Methoden der seelischen Bearbeitung der Menschen, besonders der jungen Generation und der Kinder, Mittel zu Gebote wie keinem Kirchenverfolger vergangener Zeiten. Sie mahnt endlich die Gläubigen in den Ländern, in denen sie frei lebt, sich der Gefährlichkeit jenes Gegners bewußt zu sein, und warnt sie erneut vor dem Trugbild einer falschen Koexistenz in dem Sinn als ob es zwischen dem katholischen Glauben, der Weltanschauung des Katholiken und jenem System zu einem Ausgleich, einer inneren Angleichung kommen könnte.

Es gibt eine „Koexistenz in der Wahrheit". Wir haben bei früherer Gelegenheit von ihr gesprochen und fügen dem dort Gesagten hinzu: Die katholische Kirche nötigt niemand, ihr zuzugehören. Sie verlangt jedoch für sich die Freiheit, nach ihrer Verfassung und ihrem Gesetz im Lande leben, ihre Gläubigen betreuen und die Botschaft Jesu Christi offen verkündigen zu können. Dies freilich ist ihre unabdingbare Grundlage für jede ehrliche Koexistenz. Inzwischen kämpft sie weiter — nicht auf dem Feld der Politik und Wirtschaft, wie man ihr immer wieder fälschlich nachgesagt hat, sondern mit ihren eigenen Waffen: der Standhaftigkeit ihrer Gläubigen, dem Gebet, der Wahrheit und der Liebe. Sie opfert die Not der Verfolgung auf für das Heil der Verfolger selbst wie der Länder und Völker, in denen sie verfolgt wird.

Die Kirche das Zeichen, das emporragt über die Völker — dieses Wort verpflichtet euch alle, geliebte Söhne und Töchter, denn man beurteilt die Kirche nach dem, was ihr seid — religiös und sittlich.

Ihr lebt in einer materialistischen Welt. Bezeichnend für sie ist, daß das Religiöse gering im Kurs steht. Man opfert wenig oder nichts dafür, opfert es selbst aber leichten Sinnes für jeden Diesseitswert. Kehrt das Verhältnis um! Setzt wieder Gott an die erste Stelle und laßt euch den Dienst Gottes, euren heiligen Glauben, etwas kosten!

Ihr seid die Katholiken eines hoch industrialisierten Landes. Euch ist die große Aufgabe gestellt, dieser neuen Welt der Industrie, ihren Werk- und Büroräumen, ihren Anlagen und ihrem ganzen Getriebe christliche Form und Gestalt zu geben. Die Welt der Industrie ist nicht Natur. Aber sie ist wie die Natur Gottes Herrschaftsgebiet. Auch in ihr ist der Mensch ganz angewiesen auf das Wirken der Gesetze, die Gott in die Dinge hineingelegt hat. Christus, durch den alles geschaffen, der Herr der Welt, ist Herr auch dieser Welt. Auch sie ist berufen, eine christliche Welt zu sein. An euch liegt es, ihr das christliche Gepräge zu geben.

Heute sind die Geschicke der Menschen auf der ganzen Welt eng ineinander verflochten wie nie zuvor. Um so größer sind die Gefahren, wenn die Menschen, so verschieden nach Rasse, Erziehung, Geschichte und Interessen, besonders wirtschaftlicher Natur, in Gegensatz und Feindschaft geraten. Die Katholiken über die ganze Welt hin können durch ihre Einheit im Glauben und in der Kirche eine gewaltige Kraft werden, um Frieden, auch sozialen Frieden zu schaffen. Nur muß das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit lebendig in ihnen wirken. Pflegt alle dieses Bewußtsein. Denn der Welt, die aus sich den Frieden nicht schaffen kann, will Christus seinen Frieden schenken, aber durch euch, nicht ohne euer Zutun.

Wir schließen mit dem Lobruf des Völkerapostels: „Jesus Christus ist derselbe gestern und heute und in Ewigkeit" (Hebr. 13, 8). Euch alle dem mächtigen Schutz seiner gebenedeiten Mutter empfehlend erteilen Wir als Unterpfand der Gnade und Liebe des Herrn den anwesenden Oberhirten, Unseren Ehrwürdigen Brüdern, allen Priestern und den mit ihnen in der Seelsorge arbeitenden Laien, den hohen staatlichen und städtischen Vertretungen und Behörden, euch allen, geliebte Söhne und Töchter, sowie dem ganzen katholischen Deutschland aus der Fülle des Herzens den Apostolischen Segen.

**„Wie Du, Vater, in mir bist und ich in Dir bin, so laß sie in uns eins sein, damit die Welt es glaube, daß Du mich gesandt hast. Ich habe die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, ihnen übergeben, damit sie eins sind: Ich bin in ihnen und Du in mir. So laß auch sie vollkommen eins sein. Dann wird die Welt erkennen, daß Du mich gesandt hast und sie geliebt hast, gleichwie Du mich geliebt hast."**

Gebet Jesu im Abendmahlsaal

# Das zerrissene Bild

von Edith Kempf-Harte

Sie wachte mitten in der Nacht auf und meinte in Mutters Gesicht zu schauen. Blaß und traurig beugte es sich über sie — und was war das? Zwei große Tropfen fielen aus Mutters Augen auf sie herab. Was hatte Mutti, weinte sie? Aber dann rieselte schon wieder Sandmännleins unsichtbarer Wunderstaub in Angelas Augen, und rasch und zart wurde sie von neuem in das ferne, bunte Land entführt.

Am Morgen konnte sie kaum die Augen offen bekommen, wie es die Hand von ihr verlangte, die sie nicht unsanft weckte. Der Vater stand an ihrem Bett. „Du mußt heute etwas früher aufstehn, Angela, damit ich dir beim Ankleiden helfen kann, ehe ich in die Praxis gehe", sagte er hastig und schien ein bißchen verlegen. „Die Mutter ist nicht da."

„Wo ist Mutter denn?" Das Kind, vorzeitig aus dem Schlaf gerissen und nun auch noch vor die traurige Tatsache gestellt, daß Mutter fort ist, verzog den Mund, als wollte es weinen.

„Sei still", sagte der Vater erschrocken. „Wenn du aus der Schule kommst, ist Oma da. Du wirst also nicht allein sein."

„Aber wohin ist Mutter denn so früh gegangen ohne uns?" fragte Angela, immer noch dem Weinen nahe. Der Vater versuchte, so gut er konnte, ihr beim Anziehen zu helfen, aber Mutter verstand das viel besser. „Wann kommt Mutter wieder?"

Ach, wie komisch! Der Vater wurde jetzt beinahe so rot wie Angela, wenn man sie bei etwas ertappte, was sie nicht tun sollte. „Ich weiß es nicht", sagte er kurz und war eifrig damit beschäftigt, ihr die Schuhe zuzuschnüren.

Aber nun fiel es Angela wieder schwer auf das kleine Herz, daß die Eltern sich gestern abend gezankt hatten; ganz laut hatten sie miteinander gestritten, und zwischendurch hatte Mutter geweint. Es war schrecklich gewesen. Angela hatte deswegen lange nicht einschlafen können. Und Mutter, ja, hatte sie denn nicht mitten in der Nacht an ihrem Bett gestanden und geweint? Oder hatte sie das nur geträumt? Angela warf einen verstohlenen Blick auf den Vater, dann setzte sie sich an den Tisch und biß gehorsam in das Butterbrot, das der Vater für sie geschmiert hatte. Aber der Bissen würgte sie im Halse. Sie legte das Brot still beiseite und sah den Vater traurig an, doch der tat, als merke er nichts.

*

Das also war es. Nachdem Oma es ihr nicht hatte sagen wollen, hatte Angela sich ein Herz gefaßt und den Vater nochmals gefragt. Da hatte er es klipp und klar herausgesagt: „Die Mutter und ich verstehen uns nicht mehr, darum ist sie fort. Aber wir werden schon allein fertig, was Angela?"

Und nun saß sie in einem Winkel des elterlichen Schlafzimmers, verlassen und verloren, und wußte nicht wohin mit dem Kummer, der ihr das arme Herz schier sprengen wollte. Vater's Bett war zugedeckt, Oma hatte es getan, aber anders als Mutter, so hockgebaut und komisch. Mutter machte alles am schönsten. Wo war Mutter jetzt?

O! Auf der niedrigen Konsole neben Mutters Bett standen und lagen Dinge, die Mutter eben erst aus den Händen gelegt zu haben schien. Ein Fläschchen Parfüm, duftend wie Maiglöckchen und Rosen, ein zusammengeknäultes Taschentuch und ein Ring, den auch Vater am Finger trug, schmal und golden, ohne Stein, wie ihn alle Eheleute tragen. Angela erhob sich und ging auf die Konsole zu. Ja, er war es. Doch hinter all diesen Dingen lag anscheinend vergessen auch das al-

---

## Ruf aus der Tiefe

### Psalm 129

**Aus der Tiefe rufe ich,**
**Herr der Höhe, höre mich.**
**Deine Ohren neige,**
**dein Erbarmen zeige,**
**meinem Flehn entgegenbrich.**
**Schriebst du unsre Sünden ein**
**in ein Herz von Erz und Stein,**
**ach, wir wär'n verloren.**
**Doch wie neu geboren**
**werden wir durch dein Verzeihen.**
**Ich vertrau auf meinen Gott,**
**wer ihm glaubt, wird nicht zum Spott.**
**Hoffe auf ihn, Seele,**
**mehr noch auf ihn zähle**
**als man hofft aufs Morgenrot.**
**Wie der Wächter in der Nacht**
**frühem Schein entgegenwacht,**
**Israel, so schaue**
**und so trau und baue**
**auf die große Himmelsmacht.**
**Denn kein Meer so tief so weit**
**wie des Herrn Barmherzigkeit.**
**Er wird dich erlösen**
**ganz von allem Bösen,**
**deiner Schuld und Dunkelheit!**

Franz Johannes Weinrich

te, dicke Gebetbuch, das Angela gut kannte. Mutter hatte einmal gesagt, es sei ein Andenken an ihre verstorbene Mutter, deshalb bewahre sie es auf. Angela schlug rasch den Deckel zurück — das schöne bunte Bild, wo war es? Natürlich, gleich auf der ersten Seite! Sie konnte es sich mit geschlossenen Augen vorstellen, so oft hatte sie es sich schon angeguckt, stundenlang konnte sie in Entzücken davor sitzen. Aber heute schaute sie es mit anderen Augen an, mit ganz anderen. Alle, alle hatten sie eine Mutter, das Jesuskind hier auf dem Bild, die Kinder in der Schule, sogar Nachbars zweijähriger Werner, der oft so giftig schrie, nur sie Angela, hatte keine Mutter mehr. Ohne Abschied war Mutter von ihr gegangen, hatte sie einfach allein gelassen. So waren also die Mütter gar nicht so lieb und besorgt wie diese hier auf dem Bild, die den kleinen Jesus so zärtlich umpfing, als wollte sie ihn vor allem Bösen bewahren. Zorn packte das Mädchen Angela. Es faßte das Bild mit zwei kleinen, aber sehr festen Händen — und ritsch ratsch flog es in Fetzen auf den Boden, kleine, armselige Stücke einer ehemals tröstlich guten Pracht.

Im selben Augenblick trat die Großmutter, die Angela bereits überall gesucht hatte, ins Zimmer. „Ach, hier bist du?" sagte sie überrascht. Und dann die Zerstörung des Bildes gewahrend, in Schrecken und Vorwurf zugleich: „Was soll denn das bedeuten? Warum hast du das schöne Bild zerrissen?"

„Weil es lügt!" Das Kind war hochrot und zitterte vor Erregung. „Die Mütter haben ihre Kinder gar nicht lieb. Sie lassen sie im Stich und —" Die kleine Stimme zerbrach im Schluchzen.

Einem Augenblick stand die alte Frau sehr still da, dann sagte sie mit abgewandtem Gesicht: „Geh jetzt und mach' deine Schularbeiten, Angela, es wird höchste Zeit. Ich komme gleich nach."

Mit hängendem Kopf und langsamen Schritten gehorchte die Kleine, während die Großmutter sich daran begab, alle verstreuten Papierstückchen aufzulesen, sehr sorgfältig, als wären es kostbare Schätze, von denen kein einziger verlorengehen dürfe.

*

„Du nimmst halt Partei für ihn, weil du seine Mutter bist", sagte die junge Frau abweisend. „Verwandtschaft hält in solchen Fällen meistens zusammen, leider hab' ich keine mehr."

„Du wirst ungerecht, Gertrud. Wenn du ehrlich sein willst, kannst du es nicht leugnen, daß ich auch Gerhard wiederholt seine Fehler vorgehalten habe. Ihr müßt beide nachgeben, du und er." Die alte Frau trat nah zu der jungen hin, die sich trotzig abgewendet hatte. „Gertrud, sagte sie leise und bittend, indem sie ihre Hand anrührte, „sieh es doch ein. Diese Zuflucht bei einer Freundin, was soll sie denn? Es hat doch alles keinen Zweck. Ihr müßt wieder zueinanderfinden, schon um Angelas willen."

Die junge Frau war zusammengezuckt, als sie den Namen ihres Kindes hörte, doch sofort hatte sie sich wieder in der Gewalt. „Ich reiche die Scheidungsklage ein", sagte sie so kalt und entschlossen, wie sie nur konnte. „Gib dir keine Mühe, Mutter, ich hab' mir alles gründlich überlegt. Wozu sollen wir uns weiter miteinander quälen? Ihm sind doch nur seine Praxis und seine Patienten wichtig. Wie es seiner Frau geht, das ist ganz bedeutungslos. Er hat nie Zeit für mich gehabt. Nein, es ist alles aus zwischen uns, ich kann nicht mehr!"

„Wie stellst du dir das vor, Scheidungsklage?" fragte die Schwiegermutter. „Das Gericht scheidet nur, wenn eine offensichtliche Schuld vorliegt. Die ist aber bei Euch nicht nachzuweisen."

„Soll denn ein unaufhörliches seelisches Verschulden nicht verurteilenswert sein?" begehrte Gertrud Hilm auf. „Nun, und wenn das Gericht uns wirklich nicht

---

# Advent - Bereitschaft des Herzens

**Im Advent geht es nicht um die „Vorweihnachtsstimmung" der guten alten Zeit. Sie wird heute buchstäblich „gemacht", sie wurde zum attraktiven Reklamemittel der Geschäftswelt. Mit der Stimmung ist also nichts getan. Entscheidend allein ist die ehrliche Bereitschaft des Herzens, die Bereitschaft, wieder neu die Frohbotschaft des Heiles zu empfangen.**

**Im Hinblick auf das Heil unserer Seele ist das ganze Leben ein Advent, ein Hinschreiten zu unserem ewigen Ziel, eine Vorbereitung zur ewigen Begegnung mit dem Herrn, ein immerwährendes Hinaufsteigen zum Gipfel, von wo aus uns der Blick freigegeben ist in die Lichtgefilde der Ewigkeit. Der Tod nicht als ein Ende gesehen, sondern als ein Anfang, nicht als schreckliches Ereignis, sondern von Hoffnung trächtig, in der Advent immerwährender Bereitschaft verbringen, werden wir getrost dem unvergänglichen Lichterglanz der ewigen Weihnacht entgegenschreiten.**

Otto Gillen

scheiden sollte, so bliebe es trotzdem bei der Trennung. Ich bin jung und gesund und werde schon durch irgendeine Arbeit mich und mein Kind ernähren können."

„Gerhard wird sich ebensowenig von Angela trennen wollen wie du. Er hängt auch an seinem Kind", sagte die alte Frau sehr ernst.

„Mein Kind muß er mir lassen!" rief Gertrud heftig. „Darum bin Ich ja ohne es fortgegangen, damit man nicht wegen ‚Entführung' verklagen kann. Angela gehört zu ihrer Mutter."

„Ein Kind gehört zu Mutter und Vater", sagte die alte Frau Hilm, wuchtig jedes Wort betonend. Auch sie wurde jetzt tief erregt. Sie sah das blasse, von zornigem Schmerz entstellte Gesicht des kleinen Mädchens wieder vor sich, wie es im elterlichen Schlafzimmer gestanden hatte, vor den Füßen die Papierfetzen des Muttergottesbildes. „Es ist doch seltsam", sagte sie mit einer Stimme, die vor Entrüstung bebte, „was man sich gegenseitig an Sünden vorzuwerfen hat, das weiß man sehr genau, aber an die Sünden, die den Kindern gegenüber in einer schlechten Ehe geschehen, denkt man mit keinem Gedanken. Was zum Beispiel in der Seele eurer Angela vorgeht, wer weiß davon, wer kümmert sich darum?"

„Sie ist noch jung", meinte Gertrud Hilm. „Und wenn es so wäre, wie du sagst, dann wäre Gerhard dafür verantwortlich, er vor allem." Die alte Mutter versuchte sie umzustimmen, sie weichzumachen durch das Kind. Gott im Himmel wußte, was sie um Angela litt. Aber reumütig zu Gerhard zurückkehren würde sie nie, auch um Angelas willen nicht, nein!

„Gerhard ist zur Versöhnung bereit, komm nach Hause", bat die alte Frau plötzlich weich. „Kehr zu Angela zurück. Ich fürchte, es geht sonst etwas kaputt in ihrer Seele."

Gertrud Hilm, die Zähne aufeinanderbeißend, um nicht laut herausweinen zu müssen, schüttelte nur stum mden Kopf. Da nahm die Schwiegermutter ihre Handtasche, holte mit energischem Griff etwas daraus hervor und legte es vor Gertrude hin. „So", sagte sie, „guck dir das einmal richtig an. Dies wird, hoffe ich, mehr Macht über dich haben als die Worte einer alten Frau."

Frau Hilm blickte verständnislos erst die blauen und roten Papierstücke und dann die Schwiegermutter an: „Was soll das? Ich verstehe nicht. . ."

„Es ist das Muttergottesbild aus deinem Gebetbuch. Angela hat es zerrissen. Das Bild lügt, hat sie gesagt, die Mütter sind gar nicht so lieb. Meine Mutter hat mich allein gelassen. Begreifst du nun, weshalb ich vorhin sagte, das Kind könne Schaden nehmen an seiner Seele?"

Als sie allein war, riß sie das Fenster auf. Sonnenfunkelnde Luft wehte herein, Vögel zwitscherten in einer Linde unten im Hof — und jetzt, horch, fingen wie ein geradewegs aus dem Himmel niederfahrender Schall vom Turm der nahen Kirche Glocken zu läuten an. Die junge Frau schrak zusammen, als hätte eine Stimme sie angerufen. Der Engel brachte Maria die Botschaft, sagten die Glocken, und auch dir, auch dir hat man eine Botschaft gebracht, doch, wehe, welche Antwort gabst du darauf? Wehe, wehe, sangen die Glocken, sangen es zur Stube herein, hin über den Tisch, auf dem diese bunt durcheinandergewürfelten Reste eines Muttergottesbildes lagen, ein lächerlich winziges Papierhäufchen, und an Leid doch so groß und bedeutungsvoll wie das ganze, unermeßbare, unwägbare Leid der Menschheit.

Mit dem Bild der irdischen Mutter würde auch das der himmlischen in Angelas Seele zerbrechen.

*

Es geschah so überraschend, daß Frau Gertrud es nicht verhindern konnte. Das kleine, schmächtige

## Was ist Materialismus?

**Nicht der Besitz eines Motorrads, auf dem der Bursch am Sonntag ins Blaue fährt, ist Materialismus.**

**Nicht der Hof, das Vieh und der Acker, um die sich der Bauer kümmern und sorgen muß, ist Materialismus.**

**Auch nicht das Auto, das sich der eine oder andere auch auf dem Lande heute leisten kann, bedeutet Materialismus.**

**Materialismus aber ist es, wenn der Bursch über dem Motor nichts höheres mehr kennt und wegen des Motorradausflugs am Sonntag den Gottesdienst vergißt.**

**Materialismus ist es, wenn der Bauer über der Sorge für den Hof, an den er sein ganzes Herz hängt, den Glauben und Sonntag verkümmern läßt.**

**Materialismus ist es, wenn Eheleute nur mehr für ein oder zwei Kinder Platz haben, weil der Unterhalt des Autos den Vorrang einnimmt.**

Toni Kerler

Mädchen, das schon eine Zeitlang mit seinem armseligen Hinkebein mühselig vor ihr hergegangen war, lag, von einem plötzlich auftauchenden Buben grob in den Rücken gestoßen, am Boden. Im selben Augenblick hockte der etwa elfjährige Junge auf dem Kind und bearbeitete es rücksichtslos mit seinen beiden Fäusten.

„Du abscheulicher Bengel!" schimpfte Gertrud Hilm, während sie ihn mit großer Kraft in die Höhe riß. „Was hat dir denn die Kleine getan?"

Der Junge schwieg eine Weile verdutzt über den energischen Handgriff der Frau, dann grinste er über das ganze Gesicht. „So ein Krüppel", sagte er verächtlich und ging davon.

Gertrud Hilm zuckte es in Füßen und Händen. Am liebsten wäre sie hinter dem Jungen hergeeilt und hätte ihm ein paar kräftige Ohrfeigen versetzt. Aber sie spürte vor dem großgewachsenen Bengel ein bißchen Angst. Und das kleine, zarte Mädchen neben ihr weinte so bitterlich und stand so hilflos da, daß sie sich ohne langes Besinnen ihm zuwandte. „Hat er dir arg weh getan?" fragte sie und strich ihr über den Kopf. Es hatte kümmerliches, strähniges Haar, nicht sonderlich weich. Angelas Haar fühlte sich an wie Seide und umwehte in lockiger Fülle ihr kleines, blühendes Gesicht. Aber es war ein Kind wie Angela, es konnte sogar in ihrem Alter sein.

„Weine nicht mehr, der böse Junge ist ja fort", versuchte sie zu trösten. „Kennst du ihn?"

„Ja", stieß die Kleine unter Tränen hervor, „er wohnt ganz nah bei uns. Er mag mich nicht, weil ich nicht so springen und spielen kann wie die andern. — Krüppel hat er gesagt." Jetzt schüttelte das Weinen die schmale Kindergestalt wie ein grausam daherfahrender Sturm.

Mein Gott, das arme Würmchen! Frau Gertrud nahm es einfach in ihre Arme, das fremde, ein wenig nach Armut und Entbehrung riechende Kind, irgendwo auf der Straße getroffen — als Zufall, als Mahnzeichen oder als was? Wer würde Angela trösten, wenn sie ein Leid hatte? Und Kinder haben ja so schnell ein Leid.

„Es ist ein ganz garstiger Junge. Er soll auf sein Herz aufpassen, ob das in Ordnung ist. Ein böses Herz ist viel schlimmer als ein krankes Bein."

Doch als sie das gesagt hatte, erschrak sie bis in die innerste, verborgenste Kammer ihres Seins. Was für große Worte nahm sie in den Mund! War denn ihr eigenes Herz gesund? Dieses Herz, nach dem Angela, ihr Kind, sich vergebens sehnte, schon wochenlang!

„Komm", sagte sie zu dem fremden Mädchen. „Sag mir wo du wohnst, ich will dich zu deiner Mutter bringen."

„Ach ja, zur Mutter!" Das Kind atmete auf, und über sein leidverzogenes Gesichtchen breitete sich plötzlich wie ein Widerschein künftiger Erlösung aus: das felsenfeste Wissen, bald in der Liebe der Mutter geborgen zu sein. „Zur Mutter", sagte sie noch einmal, nachdem es Straße und Hausnummer genannt und durch die Mißhandlung, die es von dem Jungen erlitten hatte, nun noch schwerfälliger neben ihr einherhinkte. „Zur Mutter." Die Schläge und alles Böse waren vergessen. Es ging ja heim, heim zur Mutter.

Gertrud Hilm schloß einen Herzschlag lang die Augen, um sie dann weit aufzureißen. Gott sei Dank, es war vorbei. Jetzt sah sie nur wieder den eintönigen Staub der Landstraße zu ihren Füßen. Eben hatte sie gemeint, rote und blaue Papierstückchen dort liegen zu sehen und darüber Angelas helle Augensterne: todtraurig und zornvoll anklagend zugleich.

*

Gestern abend hatte sie sich vor Sehnsucht nach der Mutter in den Schlaf geweint. Und heute, obwohl sie wußte, daß es Sonntag war, spürte sie keine Lust zum Aufstehen. Wozu auch, was solle sie mit dem langen Tag anfangen ohne Mutter?

Aber was war das; wisperte da nicht jemand im Zimmer? Nun schlug Angela doch die Augen auf. Richtig, mit dem Rücken gegen das Fenster, ihr zugewandt, stand Vater — und neben ihr — ja, das — war das denn nicht die Mutter?

Angela richtete sich jäh im Bett auf, rieb sich die Augen und starrte. Nein, es war kein Spuk, kein Traum, es war Wirklichkeit. Denn nun kam die Mutter bereits auf sie zu, mitausgestreckten Händen. „Angela, mein Kind!" sagte sie mit ihrer dunklen, weichen, zärtlichen Stimme.

Angela rührte sich nicht. Eigentlich müßte sie jetzt aus dem Bett stürmen und der Mutter um den Hals fallen. Aber die heiß aufzuckende Freude in ihrem Herzen hatte große dunkelfarbene Flügel, die waren so groß, daß sie die Freude fast völlig zudeckten. Und das Kind Angela fing an zu weinen, sehr leise, wie erdrückt von der Last des Leides, das es seit Wochen in seinem Innern getragen hatte.

Frau Gertrud schien vor Staunen und Enttäuschung einen Moment zu versteinern, doch schon im nächsten hatte sie den Grund dieses Weinens verstanden. Er-

schüttert schloß sie ihr Kind in die Arme, drückte es an ihr Herz.

Nun stand auch der Vater bei ihnen. „Warum weinst du denn?" sagte er und legte seine Hand auf Angelas Kopf. „Jetzt ist doch alles gut."

Da löste sich das Kind aus den Armen der Mutter. „Wirst du nie mehr fortgehen, Mutter?" fragte es mit großen, angsterfüllten Augen.

Die Frau wurde ein bißchen rot, sie bückte sich hastig und hob etwas auf, das unbemerkt von Angelas Bettdecke zu Boden geglitten war. „Da sieh", sagte sie verlegen, „Das Bild ist herunter gefallen!"

Angela stieß einen leisen Laut des Entzückens aus. O, was für ein schönes Bild! Wo kam es her? Hatte Mutter es für sie mitgebracht? Es war die Muttergottes mit dem Jesukind, blau und rosa gekleidet, ganz ähnlich dem in Mutters Gebetbuch, das sie, Angela, kaputt gerissen hatte. Jetzt war es an Angela, rot zu werden. Ob Mutter schon wußte, was sie angestellt hatte?

Aber horch, Mutter sagte wieder etwas. Angela las ihr begierig die leise gesprochenen Worte vom Mund: „Ich bleibe nun immer hier", hieß es, dabei sah sie den Vater an. Der strich einmal über Mutters, dann über Angelas Hand. „Wir drei wollen uns nie mehr trennen", sagte er fröhlich. „Und was meinst du, was wir vorhaben? Wir wollen uns in ein paar Tagen eine Erholungszeit im sonnigen Süden gönnen, du, Mutter und ich. Freust du dich darauf?

Angela nickte, und nun schmiegte sie sich in die Arme der Mutter und war glücklich.

# Kardinaele der Kirche

## Streiter Jesu Christi

### Achille Kardinal Liénart — Bischof von Lille

Es war nach dem Zweiten Weltkrieg. Im nordfranzösischen Industriegebiet griff eine Streikbewegung mehr und mehr um sich. Neben den Wortführern der um einen gerechten Lohn ringenden Aufständischen machte sich auch ein katholischer Oberhirte zum Sprecher der arbeitenden Bevölkerung. „Die Arbeit", so erklärte er in einem stark beachteten Aufruf, „hat ein erstes und natürliches Ziel, nämlich den Unterhalt des Arbeiters und seiner Familie sicherzustellen. Der Gewinn darf erst in zweiter Linie gesucht werden und auch dann niemals auf Kosten der Lebensexistenz des Arbeiters. Die natürliche Gerechtigkeit verlangt, daß den Forderungen der Arbeitnehmer auf eine Erhöhung der niedrigsten Löhne zur Gewährleistung des Existenzminimums stattgegeben wird. Ein Wirtschaftssystem, das es dem Menschen unmöglich macht, durch Arbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen, ist weder gerecht noch menschlich. Es richtet sich selbst."

Der Bischof von Lille, Archille Kardinal Lienart, war mit diesem Aufruf nicht zum ersten Male in der Öffentlichkeit für die verletzte soziale Ordnung eingetreten Oft schon während seines langen Wirkens an der Spitze dieser wichtigen Diözese im nordfranzösischen Industriegebiet hatte er seine bischöfliche Autorität zu Bemühungen um die Lösung der sozialen Frage und des wirtschaftlichen Friedens eingesetzt. Bischof Lienarts Eintreten für die Vereinigungsfreiheit erregte seinerzeit Aufsehen weit über Frankreich hinaus. Seine umfassenden Planungen und Einrichtungen für eine großzügige Volksbildungsarbeit waren bahnbrechend. Mit Recht hat man ihn als einen der maßgebenden Führer der katholischen sozialen Bewegung in Frankreich bezeichnet. Es ist begreiflich, daß seine Bemühungen zuweilen von beiden Sozialpartnern verkannt oder bekämpft wurden. Wenn jedoch die leidenschaftlichen Kämpfe des Tages verklungen waren,dann setzte sich die richtige Würdigung seiner Versuche durch. Arbeitnehmer wie Arbeitgeber seiner Diözese sind heute überzeugt, daß es Kardinal Lienart bei allem stets ausschließlich darum ging, die sozialen Gegensätze zu überwinden und die Menschen zur Zusammenarbeit und Gemeinwohl zu vereinen.

Kardinal Lienart sind die sozialen Verhältnisse seines Bistums von Jugend auf vertraut. In seiner jetzigen Bischofsstadt wurde Archille Lienart am 7. Februar 1884 geboren. Nach seinen theologischen Studien erhielt er am 29. Juni 1907 die Priesterweihe. Die wissenschaftliche Laufbahn war zunächst das Ziel des jungen priesterlichen Gelehrten, der seine Ausbildung mit dem

Doktor der Theologie und dem Lizentiat in Philosophie und in den Bibelwissenschaften krönte. Der Erste Weltkrieg unterbrach Professor Lienarts Dozententätigkeit am Großen Seminar in SaintSaulve. Als Feldgeistlicher des 201. Infanterie- Regiments wurde er im Einsatz verwundet und erhielt zahlreiche militärische Auszeichnungen. Man verlieh ihm das Kriegskreuz und erhob ihn zum Offizier der Ehrenlegion. Sofort nach Kriegsende setzte Professor Lienart seine Dozenten-Wirksamkeit fort. Dieses Mal berief man ihn als Professor für Bibelwissenschaften an das Große Seminar von Lille. Dort vermittelte er von 1919 bis 1923 einer großen Schar von künftigen Priestern das Wissen um die Heilige Schrift. In den beiden folgenden Jahren widmete er sich ganz der Seelsorge. 1926 bis 1928 war Abbe Lienart Pfarrer von St. Christoph in der unweit Lille bei der belgischen Grenze gelegenen Industriestadt Tourcing.

Das Jahr 1927–28 stand für viele Katholiken Frankreichs im Zeichen der Auseinandersetzungen um die nationalistisch-monarchistische Bewegung der „Action francaise". Die klare Ablehnung ihrer rer besonders von Charles Maurras verteidigten und propagierten Ideen durch Papst Pius XI. fand zunächst nicht die ungeteilte Zustimmung des französischen Episkopats. Während später fast alle Oberhirten ihre Übereinstimmung mit der päpstlichen Entscheidung bekundeten, bat der Bischof von Lille, Monsignore Quilliet, im März 1928 um seine Demission, Zu seinem Nachfolger wurde am 6. Oktober 1928 Abbe Lienart bestimmt. Mit reichen Erfahrungen als Erzieher, Wissenschaftler und Seelsorger trat er sein hohes Amt an, nachdem er am 8. Dezember in der Pfarrkirche St. Christophe in Tourcing die bischöfliche Weihe erhalten hatte und am 17. Dezember 1928 in der Kathedrale von Lille feierlich inthronisiert worden war. Eineinhalb Jahre später bereits, im Konsistorium vom 30. Juni 1930, wurde er mit drei anderen Kirchenfürsten durch Papst Pius XI. in das Heilige Kollegium aufgenommen. Als Mitglied der Kardinalskongregation für die Seminarien, für die Universitätsstudien, der Konzilskongregation und der Kommission für die biblischen Studien sollte der frühere Gelehrte seine reichen Erfahrungen in den Dienst der obersten Verwaltung der Kirche stellen.

Als wahrer „Streiter Jesu Christi" steht der Bischof von Lille, die Losung seines Wappenspruches vorlebend, nun schon im dritten Jahrzehnt an der Arbeit.

Vom äußeren Aufbau des kirchlichen Lebens seiner Diözese in dieser Epoche zeugen das unter ihm neu erstellte Große Seminar in der Bischofsstadt, die Fortführung des Ausbaus der Kathedrale Notre-Dame de la Treille, die Errichtung einer Zentrale der kirchlichen Verbände und die Erstellung zahlreicher neuer Gotteshäuser und Klöster im Bistum. Diese Bauten sind Symbole der inneren Erneuerung, die herbeizuführen stets das letzte Ziel aller Bemühungen Kardinal Lienarts blieb. Als eines der wirksamsten Mittel hierzu erkannte er von den Anfängen an die von Papst Pius XI. so nachdrücklich geforderte Bewegung der „Katholischn Aktion".

Das Wort von der „Katholischen Aktion" war auch in den 20er und 30er Jahren schon den Gegnern der Kirche ein Schrecken, vielen allzu Konservativen in den eigenen Reihen dagegen ein nur ungern gesehenes Zugeständnis an den Geist der Zeit. Das war in Frankreich nicht anders als in andern Ländern. Mehrfach sah sich deshalb Kardinal Lienart veranlaßt, den Mißdeutungen gegenüber die wirkliche Bedeutung der Katholischen Aktion darzulegen. Mehr als einmal nannte er sie den geistigen Kraftquell für Familie und Gesellschaft. „Die Katholische Aktion", so sprach der Bischof von Lille beim Abschluß des Diözesankongresses im Herbst 1937, „ist ein Werk, das die Würde der menschlichen Person verherrlicht. Auf der Würde der menschlichen Person beruht die Würde der christlichen Familie. Es ist die Aufgabe der Katholischen Aktion, dem Menschen das Gefühl seiner Würde, dem Christen den Stolz auf seine Würde als Gotteskind zu bewahren. Auf diese Weise vermag die Katholische Aktion sehr entscheidend, am geistigen Wiederaufbau mitzuwirken." Was die Katholische Aktion für das soziale Leben eines Volkes bedeutet, das formulierte Kardinal Lienart eindrucksvoll in seinem Fastenhirtenbrief 1939.

„In dieser Aktion lernt man Adel und Würde der menschlichen Arbeit begreifen, die des Bauern und die in den Städten, die der Faust und die der Stirn. In dieser Aktion erhalten wir auch die allein gültige Richtschnur für jegliche Arbeit, für die der Unternehmer und die der Arbeiter, für Menschen jeglichen Blutes und aller Schichten. Sie unterstehen sämtlich demselben Gebot, dem der christlichen Nächstenliebe, welche allein den sozialen Frieden gewährleisten kann."

Das Wappen Kardinal Lienarts zeigt im rechten unteren Feld das „Buch der Bücher" mit der Bezeichnung A und O. Wer das Wirken des Bischofs verfolgt, wer seine Reden und Hirtenbriefe liest, wird immer neu erkennen, daß das Ewige Wort wirklich das A und O der ganzen Tätigkeit dieses großen Kirchenfürsten ist.

# Aus der Katholischen Welt

**Österreich — Beichte in 22 Sprachen.** Beichtmöglichkeiten in 22 Fremdsprachen gibt es in Wien, darunter in Armenisch, Russisch, Ukrainisch und verschiedenen orientalischen Sprachen, selbstverständlich auch in allen "normalen" Sprachen Europas. Die betreffenden Geistlichen sind zum Teil Ausländer, die von ihren Orden nach Wien entsandt wurden, so Augustiner aus Holland und Eucharistiner aus der Schweiz und Südtirol, oder heimatvertriebene Priester, die hier eine neue Tätigkeit gefunden haben.

**Frankreich — Größte unterirdische Kirche der Welt.** 20 000 Gläubige soll die größte Kirche der Welt fassen, die in Lourdes gebaut und 1958 zu der Jahrhundertfeier der Erscheinungen der Gottesmutter fertiggestellt sein wird. Einzelheiten der Pläne gaben der Bischof von Lourdes und Tarbes, Msgr. Thêas, und der Architekt auf einer Pressekonferenz bekannt. Danach wird die neue Kathedrale die Form einer Ellipse haben, deren Hauptachse 200 Meter und deren Nebenachse 80 Meter lang sind. Insgesamt 58 Säulen tragen ein Gewölbe aus Stahlbeton und bilden zugleich einen Rundgang, der 500 Meter lang und für Prozessionen bestimmt ist. Der Altar soll im Schnittpunkt der beiden Achsen stehen und somit von jedem Standort aus sichtbar sein. Die neue Kirche wird keinerlei Wandschmuck erhalten, auch werden keine Statuen in ihr aufgestellt werden. Mit 14 000 Quadratmeter Fläche wird die unterirdische Basilika in Lourdes nur 1000 qm kleiner sein als die Peterskirche in Rom.

**Kommunist in Lourdes geheilt.** Ein kommunistischer Zellenleiter aus Nizza, der seit einigen Monaten rechtsseitg gelähmt war, kam von einer Pilgerfahrt nach Lourdes geheilt zurück. Die Ärzte, die ihn vorher behandelt hatten, geben zu, daß es unmöglich schien, den Gelähmten wieder einem normalen Leben zuzuführen. Sie werden aber, wie dies bei allen Heilungen in Lourdes der Fall ist, den bisherigen Kranken weiterhin beobachten und ihr endgültiges Urteil später erst bekanntgeben. Auch von der Kirche wird Zurückhaltung geübt und darauf hingewiesen, daß Wunderheilungen erst nach mehrjähriger Prüfung anerkannt werden.

**U. S. A. — Die Zehn Gebote Gottes** hängen, in nicht zu übersehenden Buchstaben gedruckt, unter den Reklameplakaten in den New Yorker Untergrundbahnen. In kleineren Lettern liest man darunter die schlichte Bemerkung: "Bezahlt von einem Freund." Dieser "Freund" ist die 48jährige Stenographin Adelaide O'Mara, die 400 Dollar gespart hat, um die "Anzeige" bestellen zu können. Sie meint, es könnte nicht schaden die Menschen öffentlich an die Gebote Gottes zu erinnern.

**Bonn, Deutsche Missionare in aller Welt —** 1456 katholische Missionsangehörige verließen in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg Deutschland, um das Wort Christi in alle Welt zu tragen. Nach den in Bonn vorliegenden statistischen Unterlagen waren es 388 Patres, 30 Kleriker, 113 Brüder und 908 Schwestern; hinzu kamen noch 17 Ärzte und mehrere geprüfte Pflegerinnen.

**Rom, 300 000 Gläubige mehr in Belgisch Kongo —** In der Zeit vom 1. Juli 1954 bis 30. Juni 1955 hat sich die Zahl der Katholiken und Katechumenen in Belgisch-Kongo und Ruanda um 315 101 Gläubige vermehrt, wie aus der letzten Jahresstatistik der Apostolischen Delegatur Leopoldville hervorgeht. Unter den 6 228 716 Katholiken der 16 Millionen Einwohner dieser Gebiete sind 2 359 Missionspriester, 1 328 Ordensbrüder und 3 523 Ordensschwestern tätig. An einheimischen Kräften wirken 433 Priester, 504 Ordensbrüder und 923 Ordensschwestern in der Missionsarbeit. Die Missionen unterhalten 32 Regionalseminarien, sowie 17 145 Grundschulen, 118 Lehrerbildungsanstalten, 74 Mittelschulen und 184 Berufsschulen.

**Lyon, Missionsschwester entwickelte Medikament gegen Lepra —** Ein neues Präparat gegen Lepra hat eine Missionsschwester von der Gesellschaft Mariens, Schw. Susanna, entwickelt. Wie bekannt wird, konnten mit diesem Medikament, dem "Marianum", in 80 Leprakrankenhäusern in verschiedenen Ländern bisher ausgezeichnete Erfolge erzielt werden. Freilich weisen die Hersteller des Präparates darauf hin, daß erst nach einigen Jahren abschließende Urteile möglich sein werden. Schw. Susanna verbrachte mehrere Jahre mit der Pflege von Aussätzigen auf der Insel Makogai und leitet nun das Lepralaboratorium in Lyon. — Man ist erschüttert, wenn man hört, daß der Aussatz auf der ganzen Welt ausgerottet werden könnte, wenn man nur das Geld, das zwei moderne Langstreckenbomber kosten, für die Leprabekämpfung zur Verfügung hätte.

**Den Haag, Vater von fünf Priestersöhnen Missionar unter den Aussätzigen —** Auf Geheiß des Episkopates von Kamerun hat sich der Aussätzigenpriester Gerard J. A. Bakker, ein ehemaliger Bankbeamter und Vater von fünf Priestersöhnen, auf eine Weltreise begeben, um für die Aussätzigen Kameruns die zu ihrer Pflege nötigen finanziellen Mittel aufzutreiben. Pater Bakker, jetzt auf dem Wege durch die Vereinigten Staaten und Kanada, ist ein Holländer aus Nymwegen. Als seine Frau kurz nach dem zweiten Weltkrieg gestorben war, entschloß er sich, Priester zu werden. Er wurde mit 62 Jahren in Rom zum Priester geweiht und begab sich hierauf als Missionar nach Französisch-Kamerun, wo er mehrere Kirchen baute und dann als Pfarrer eines Aussätzigendorfes wirkte.

**Vatikan — Täuschungsmanöver sowjetischer Propaganda.** Der Geschäftsträger der sowjetischen Botschaft in Rom, Pogidaiev, hat, wie die italienische kommunistische Zeitung "L'Unita" berichtet, dem Apostolischen Nuntius in Italien, Erzbischof Guiseppe Fietta, ein Schreiben an den Vatikanstaat mit dem Abrüstungsappell des Obersten Sowjets überreicht. Auch Radio Moskau brachte in seiner italienischen Sendung diese Nachricht und stellte fest, Moskau habe damit erstmalig offiziell mit dem Vatikanstaat Fühlung genommen. Er wies gleichzeitig darauf hin, daß Papst Pius XII., das Staatsoberhaupt des Vatikanstaates, verschiedentlich für die Abrüstung eingetreten sei. "Wir dürfen daher hoffen", hieß es in der Sendung, "daß der Vatikanstaat und seine führenden Persönlichkeiten ihren Beitrag für die großen Probleme unserer Zeit leisten." In vatikanischen Kreisen wird darauf hingewiesen, daß der sowjetische Botschafter in Rom bisher den Apostolischen Nuntius in seiner Eigenschaft als Doyen des Diplomatischen Corps demonstrativ ignorierte. Man könne deshalb nur annehmen, daß es bei dem neuen Schritt der Sowjets darum geht, den Vatikan in ein Täuschungsmanöver der sowjetischen Propaganda einzubeziehen.

**16,000 Deutschstämmige in Südwestafrika —** In der ehemaligen deutschen Kolonie Südwestafrika, die von der Südafrikanischen Union als Mandatsgebiet verwaltet wird, leben gegenwärtig unter rund 50.000 Weißen, etwa 16,000 Kolonisten deutscher Abstammung. Im letzten Jahrzehnt befanden sich unter den mehr als 5,000 Einwanderern mehr als 4,000 deutsche Staatsangehörige.

## In Moskau gesehen und erlebt

# Maschinisten der Wissenschaft

**Philosophie des Materialismus —**

**von Dr. Karl Bringmann**

Vor den Schaufenstern des Kaufhauses „Gum", der zentralen, dem Moskauer Kreml am Roten Platz unmittelbar gegenüberliegenden Einkaufsstätte der Sowjethauptstadt, hören wir unzweifelhaft sächsische Laute: drei Jungen 18 oder 19 Jahre alt, unterhalten sich ebenso wie wir über die Höhe der Preise und die Frage, wer sie wohl bezahlen kann. Sie sind wirklich aus Sachsen, die drei Studenten, die seit acht Tagen das Moskauer Institut für Auslandswissenschaften besuchen, mit einem sowjetischen Staatsstipendium für fünf Jahre und einem Zusatzstipendium der deutschen Sowjetzone in der Tasche. Sie haben auch nichts gegen unsere Einladung und berichten mit dem Stolz des belohnten „guten Schülers", wie sie sich durch ihre Arbeit in der F D J, ihre Leistungen in den „politischen Fächern" auszeichneten und dann mit einem bißchen Glück das Sonderstudium in Moskau errangen. Mit Begeisterung schildern sie, wie kollegial sie und die übrigen ihrer Meinung nach etwa 1000 in Moskau studierenden Jugendlichen aus der „D D R" von ihren sowjetischen Kommilitonen aufgenommen werden, und nur die Frage danach, was sie denn mit und nach ihrem Studium eigentlich werden wollen, verblüfft sie. „Wir studieren eben Auslandswissenschaft, internationale Verbindungen und Sprachen und sollen sicher irgend etwas Leitendes werden", ist das einzige, was einer von ihnen dazu meint, und die anderen schweigen. Vielleicht Diplomat, vielleicht Funktionär — aber das scheint die Jungen auch kaum zu kümmern, denn wichtiger sind ihnen die 500 Rubel, die der Sowjetstaat jeden Monat für sie auswirft und die 250, die die D D R dazuzahlt, und sie kalkulieren schon, wie viel sie davon für ihren ersten Urlaub in Dresden oder in „Karl-Marx-Stadt" zurücklegen können. Nach den Studienfächern befragt, nennen sie Russisch, Englisch, Geschichte des Bolschewismus und — wobei man den Unterton einer gewissen Selbstironie zu hören glaubt — „natürlich Marxismus-Leninismus an erster Stelle . . ." 1000 deutschen Jungen und Mädchen studieren in Moskau Marxismus-Leninismus und ihre Spezialwissenschaften nur im Lichte dieser Lehre; als „Spezialisten" im materialistischen Sinne gehen sie nach fünf Jahren dann nach Dresden und Magdeburg, nach Schwerin oder Chemnitz zurück, — die Elite einer neuen Schicht von „akademischen Funktionären".

### Der Wolkenkratzer auf dem Leninhügel

Der Bolschewismus hat in Rußland auch in die Erziehung — und gerade in die Erziehung, denn er weiß, wieviel davon abhängt — ein neues System gebracht, und es ist gut, dieses System in seiner Großzügigkeit und Zielstrebigkeit ebensogut zu kennen wie in seiner totalen Einseitigkeit und Verzerrung. Die berühmte Universität von Moskau, die im Mai 1955 ihr 200jähriges Bestehen feierte und nach ihrem Gründer Lomonossow-Universität heißt, beherrscht mit ihrem riesigen hellen Wolkenkratzer-Neubau auf dem Leninhügel weithin das Moskauer Stadtbild. Der Mitteltrakt, in 32 Stockwerken bis zum krönenden Sowjetstern 240 Meter hoch, ist das höchste Gebäude der Sowjetunion. In den 37 weit verstreuten Haupt- und Nebengebäuden mit insgesamt 45 000 Räumen sind rund 160 Hörsäle und über 1000 Laboratorien untergebracht; 1,2 Millionen Bände zählt die Bücherei, und 6000 von den jetzt eingerichteten Einzel- und Doppelzimmern in den beiden Seitenflügeln des Zentralgebäudes. 5500 von der Gesamtzahl führen bei der Universität ein Fernstudium durch und erscheinen persönlich nur zur Ablegung der Prüfungen. 1940, also vor Kriegsausbruch, betrug die Zahl der Studenten 4760, 1948 waren es erst 8300. Vom 1. Februar 1953 an, als der neue Bau seine Pforten öffnete, stieg die Zahl gewaltig an, und mit einem sichtbaren In-die-Brust-Werfen erklärt heute der Prorektor, daß jeder junge Bürger der Sowjetunion das Recht und die Möglichkeit hat, zu studieren, falls er die Abschlußprüfung der zehnjährigen Einheits-Mittelschule und die Ausleseprüfung der entsprechenden Fakultät besteht. Lehr- und Lernmittel sind frei, die Studiengebühren gering und über 90 Prozent, darunter fast alle höheren Semester, erhalten nach Leistung gestaffelt ein Staatsstipendium bis zu 500

Rubel monatlich. 12 Fakultäten, darunter mehrere naturwissenschaftliche (Mathematik, Physik, Chemie, Geologie, Biologie), aber auch Philosophie, Geschichte, Philologie, Rechtswissenschaften und Journalismus zählt die Mammut-Universität mit insgesamt 220 Lehrstühlen. Sie hat nach dem Beschluß des Ministerrats und des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion von 1954, der offenbar für die Universitätsausbildung neue Grundlagen schuf, den besonderen Auftrag, allen anderen Universitäten der UdSSR wie Leningrad, Kiew, Kassan oder Charkow durch Entsendung von Lehrkräften zu dienen. Nach dem gleichen Beschluß sollen alle Sowjetuniversitäten „der Ausbildung von Spezialisten für die praktische Arbeit in den Betrieben der Industrie und Landwirtschaft und auf dem Gebiet der Bildung" dienen. Aus diesem Grund ist soweit feststellbar, in allen Fakultäten die Verbindung mit Praxis sehr eng: viermal während des Studiums werden die Studenten auf Vermittlung der Universität in Arbeitsstellen oder Betriebe ihrer Fachrichtung zum Praktikum entsandt.

### „Spezialisten" der Philosophie

Die Kehrseite dieses ohne Zweifel großzügigen Bildungsprogramms enthüllt erst ein tieferer Einblick in Inhalt und System der Ausbildung. „Die marxistisch-leninistische Philosophie — dialektischer und historischer Materialismus — hat für die Erziehung der Werktätigen eine große Bedeutung. Sie erzieht die Sowjetmenschen im Geiste des belebenden sowjetischen Patriotismus und der Überzeugung vom unvermeidlichen Weltsieg des Kommunismus", — so beginnt die Darstellung über die Philosophische Fakultät im Handbuch für die 1955 auf den Leninhügeln zum Studium antretenden jungen Sowjetbürger. „Die Sowjetwissenschaft bemächtigt sich in der marxistisch- leninistischen Philosohie der Naturgeheimnisse und ändert Pflanzen- und Tierorganismen," heißt es weiter und führt damit sogleich mit voller Deutlichkeit in die Theorie der materialistischen Weltbeherrschung. „Die Philosophische Fakultät der Moskauer Universität bereitet qualifizierte Spezialisten der Philosophie, der Logik und der Philosophie vor." Es ist selbstverständlich, daß nach dieser „Prognose" der Marxismus-Leninismus in der Philosophischen Fakultät die beherrschende Rolle spielt. Aber nicht nur hier: alle Studenten aller Fakultäten haben im Rahmen ihrer Pflichtvorlesungen, zu denen dann weitere fakultative Vorlesungen, treten, den Marxismus-Leninismus mehrere Semester lang zu hören, von ein oder zwei Jahren in den technischen Fakultäten bis zu den vollen fünf Jahren des normalen Universitätsstudiums bei den geisteswissenschaftlichen Fächern. „Bei diesem Studium zeigt sich die große revolutionäre Umwälzung, die Marx und Engels in der Philosophie durchgeführt haben, und die ungeheure Bedeutung der Einwirkung von Lenin und Stalin auf diese Philosophie." Zur Logik, die auch auf den Mittelschulen bereits als Pflichtfach gelehrt wird, heißt es interessanterweise, daß sie „philosophische Reserven erzeugt."

### Immer wieder Marxismus-Leninismus

Es ist nicht unwichtig, bei diesen Studienplänen zu verweilen, zeigen sie doch im Kern den gesamten Hintergrund des sowjetischen Bildungszieles. So ist ein „erfolgreiches und schöpferisches Studium der marxistisch-leninischen Philosophie nur möglich in Verbindung mit dem Studium exakter Wissenschaften." Die Studenten müssen also während der ganzen fünf Jahre auch Mathematik, Physik, Geschichte und andere Fächer hören. Der Lehrplan des Fachgebiets Philosophie sieht u. a. folgende Vorlesungen vor: Geschichte der kommunistischen Partei in der UdSSR, Politische Ökonomie, Dialektischer Materialismus, Historischer Materialismus, Geschichte der Philosophie und des Marxis-

---

### Bäuerliche Hausordnung

**„Ich habe folgende Punkte, die bei mir auf dem ganzen Hof gelten sollen:**
**1. Ich fange jeden Morgen mit Gott und guter Meinung an. Das sollen auch meine Hausgenossen tun.**
**2. Wir beten jeden Tag in echter Bauerntreue unsere täglichen Gebete — mit besonderer Andacht unser Abendgebet. Da darf keiner fehlen.**
**3. Da uns Bauern Gottes Augen so nahe sind, will ich mit aller Gewissenhaftigkeit dafür sorgen, daß dieser gute Gott alles sehen und hören darf, was auf meinem Hofe vor sich geht. Wir setzen unsere ganze Bauernehre darein, unseren Hof ganz rein zu halten von all dem Unreinen und glaubenslosen Schmutz land- und artfremder Menschen.**
**4. Wenn es möglich ist, geht einer vom Haus auch an Werktagen zur Kirche und holt den Opfersegen Gottes ins Heus hinein.**
**5. Ich werde als freier Bauer auch den Mut haben, wo es notwendig erscheint, meinen Gott und Glauben in aller Öffentlichkeit zu bekennen und zu verteidigen."**

Ein Bauer aus der Steiermark

---

mus-Leninismus, dann die „Grundsätze der marxistisch-leninistischen Ästhetik, Ethik, Psychologie und Logik", Biologie und Darwinismus, „Der Marxismus-Leninismus über die Religion", und schließlich Pädagogik, Allgemeine Geschichte, Sowjetische Literatur, Mathematik, Physik, Chemie, eine Fremdsprache und die alte Sprache. Die Psychologie ist daneben ein eigenes Fachgebiet und beruht „auf den Grundsätzen und auf dem Studium von Pawlows Lehre der Physiologie der höheren Nerventätigkeiten." Letztere „gibt die Möglichkeit, die Mechanismen und die materielle Substanz der psychologischen Vorgänge zu entdecken."

Nach fünf Jahren gehen die Studenten mit dem Diplom ihrer Fakultät als Chemiker, Physiker, Journalisten oder eben als „Philosophen" in die Praxis. Von den Studenten der Philosophischen Fakultät heißt es, daß sie nach beendetem Studium als Lehrkräfte in Mittelschulen und Fachschulen oder als Mitarbeiter von Verlagen, als Redakteure von Zeitungen und Zeitschriften eingesetzt werden. Viele Absolventen arbeiten als Lektoren der Partei- und Komsomol-Organe und bei den Abteilungen der „Gesellschaft für die Verbreitung der allgemeinen und politischen Wissenschaften." Diese Gesellschaft ist bekanntlich das große Sammelbekken des atheistischen Materialismus der Sowjetunion und ihrer Satelliten, mit dem besonderen Auftrag, diese Lehre in alle Hirne und Herzen eindringen zu lassen. Für die Elite der Studenten, die die Hochschullaufbahn einschlagen wollen, ist ein weiteres dreijähriges Studium als Aspirant möglich, das nach Dissertation und Prüfung mit dem akademischen Grad des „Kandidaten" abschließt, der unserem Doktor zu vergleichen ist. Den Doktor selbst gibt es schließlich nach weiterer akademischer Bewährung; er dürfte unserer Habilitation entsprechen.

### Die Nachfolger Lomonossows

Und nun sitzen sie vor uns, mehrere Professoren und einige Studenten aus den Fakultäten der Lomonossow-Universität, ältere und jüngere, um die Einzelheiten und Vorzüge der westlichen und der bolschewistischen Ausbildung zu diskutieren. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß die Lebensalter, zwischen die sich der Einschnitt der bolschewistischen Revolution schiebt, auch die Typen prägen. Die beiden alten, ein Chemiker und ein Atomphysiker, haben sicher wenigstens während ihres Studiums den Marxismus-Leninismus noch nicht als das A und O der Wissenschaft empfunden. Die jüngeren einschließlich des sehr gewandten Prorektors handhaben die Wissenschaft wie Maschinisten eine gut geölte Maschine. Alle Professoren antworten oder fragen nur auf Russisch über die Dolmetscherin, obwohl sie unser Deutsch offensichtlich gut verstehen. Und selbst der Professor der Journalistischen Fakultät ist persönlicher Fragen unzugänglich, obwohl ihn der Austausch über journalitische Verbindung hüben und drüben stark interessiert. Vom Atomphysiker hören wir, daß auch die Moskauer Universität an Forschungsarbeiten zur friedlichen Verwendung der Atomenergie beteiligt ist. Nach dem vollen Ausbau der physikalischen Fakultät werden ihr nicht nur ein Zyklotron, sondern auch ein Atomreaktor und ein besonderes Forschungsinstitut für kosmische Strahlen mit modernster Ausrüstung zur Verfügung stehen. Da wir die Einrichtung des Astronomischen Instituts mit seiner Sternwarte sehen, ist auch diese Ausweitung der Moskauer Zentraluniversität kaum zu bezweifeln, zumal uns eine Dolmetscherin, nach der Persönlichkeit des Dichters, Wissenschaftlers, Philosophen und Universitätsgründers Lomonossow befragt, freundlichst erklärt, daß jener es gewesen sei, der die Moleküle und Atome zuerst gefunden habe. Hier rührte offenbar der exakte Ernst der Maschinisten der Wissenschaft an die blumigeren Gefilde sowjetischer Propaganda.

### Wissenschaftler vom Fließband

Man hat den Studenten im Nachkriegsdeutschland bisweilen fast den Vorwurf gemacht, daß sie ihr Studium allzu mechanisch als reines „Brotstudium" betrieben und möglichst schnell ihre Scheine und Examina hinter sich bringen wollten. Gegenüber dem politisch und weltanschaulich rein zweckgebundenen, mechanisch starren Wissenschaftsbetrieb der Sowjets ist jedes westliche „Brotstudium" ein Paradies der Freiheit. Die Stärke dieser akademischen Einheitsschule, die nach dem „Studentenplan"

**„Es gilt nicht nur der alte Spruch, Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch Gott werden könne — es geht noch vorher das andere: G o t t ist Mensch geworden, damit der Mensch überhaupt in der Lage sei, Mensch zu bleiben. . . Vor der Krippe entscheidet sich viel. Viel mehr, als man ahnt. Das ist nicht ein Idyll, das ist eine Schicksalsstunde für den Menschen. Und es ist wirklich für den einzelnen von Bedeutung, daß wir ahnen, daß dort eine Güte und Menschenfreundlichkeit (Tit. 3:4), ein Heil für uns, die Menschen, liegt.**

P. Alfred Delp

# Der heilige Apostel Thomas

**Zum 21. Dezember**

**von Karl Josef Rößler**

Das Fest des heiligen Apostel Thomas fällt auf den kürzesten Tag des Jahres, den 21. Dezember. Warum wohl? Das Licht des Glaubens dieses Apostels war verdunkelt, bis ihm das „Licht der Welt" erschien und seine Zweifel zerstreute. So bildet der hl. Apostel das Symbol der in der Finsternis wandelnden Menschheit, bevor ihr Christus, die „Sonne der Gerechtigkeit" das Licht gebracht. Es ist aber in keiner Weise anzunehmen, daß der Apostel vom völligen Unglauben befallen war, denn wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er seinen Herrn und Meister überaus liebte. Als die übrigen Apostel aus Furcht vor den Pharisäern den Herrn von seiner letzten Reise nach Jerusalem abhalten wollten, da sprach Thomas die schönen Worte: „Lasset uns mit ihm gehen, damit wir mit ihm sterben!" Und als beim letzten Abendmahle der Herr den Aposteln verkündete, daß er hingehe, um im Hause seines Vaters ihnen eine Wohnung zu bereiten, da war es Thomas, der, da er ihm sogleich folgen wollte, sprach: „Herr, wir wissen nicht wohin du gehst, wie können wir den Weg wissen?" Jesus antwortete: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als durch mich." Dieses Wort des Herrn gilt zwar für alle Menschen und alle Zeiten, es war aber unmittelbar an den hl. Thomas gerichtet. Wie wäre da schon wenige Tage darauf ein wirklicher Unglaube zu verstehen? In großem Schmerze über die Leiden und den furchtbaren, grausamen Tod des Heilandes war der Heilige ganz erschöpft, er zog sich von den anderen Aposteln zurück und gab sich trostloser Trauer hin. Da kam die frohe Nachricht von der glorreichen Auferstehung des Herrn so sehr überraschend für ihn, daß er sie für unglaublich hielt und sich zu den uns allen bekannten Worten hinreißen ließ. Als aber der Heiland ihm erschien und ihm seine Wundmale zeigte, rief Thomas sogleich mit festem Glauben aus: „Mein Herr und mein Gott." So bekannte er Christus als den Sohn Gottes und als seinen Erlöser und Herrn; so war der heilige Thomas von der göttlichen Vorsehung zum vornehmsten und lebendigen Beweis der Auferstehung des Herrn erwählt. Hierin liegt eine hervorragende Bedeutung.

Über die Abstammung und den Geburtsort des Heiligen erzählen

---

jedem einmal Aufgenommenen bei entsprechender Leistung und Unterordnung den künftigen Arbeitsplatz und eine gehobene Po;tion in dem neuen Klassenaufbau der angeblich klassenlosen Gesellschaft sichert, darf dennoch keinen Augenblick verkannt werden. Denn hier wird mit der vollen Förderung des bolschewistischen Staates in Massen eine Generakt reagieren und mit Logik, Ästhetik und Philoration von wissenschaftlichen Robotern erzeugt, die sophie, mit Psychologie und Pädagogik, die aber ihre ganze Persönlichkeit ohne Rest in dieser wissenschaftlichen Maschinerie aufgehen lassen. In der Dachkammer eines religiösen Instituts in Paris entdeckten wir vor Jahren einen Pater, der vor seinem Eintritt in den Orden Ingenieur war, Rußland kannte und in seinem Institut die im Westen vielleicht vollständige Biliothek des Marxismus, Leninismus und Stalinismus in Originalen und Übersetzungen aufgebaut hatte. Er schulte sich und seine Schüler an diesen Werken in bolschewistischer Logik und Dialektik, um sie von innen heraus überwinden zu können. Wir dachten an ihn, als wir die langen Bücherreihen in den Hallen der Moskauer Universitätsbibliothek sahen und im hellen, großen Auditorium Maximum auf den Leninhügeln vor einem keineswegs geschmacklosen symbolischen Mosaikbild der Wissenschaften und Künste die Zöglinge der bolschewistischen Doktrin beobachteten. Daß ihr materialistisches Weltbild unseren Vorstellungen von Menschentum und Wissenschaft nicht entspricht, ändert nichts daran, daß sie Jahr für Jahr die Reserven der Weltmacht Nr. 2 auffüllen und versuchen werden, dieses Weltbild in der Überzeugung vom „unvermeindlichen Weltsieg des Kommunismus" weiterzutragen. Dem Pater in der Dachkammer werden viele Helfer erstehen müssen, die mit gründlicher Kenntnis des bolschewistischen Sy=ems seinen ungeheuren Rechenfehler aufdecken: den Verrat amm Menschen. Denn dieser unmenschlichen Ideologie gegenüber wird letzten Endes nur eine andere Ideologie bestehen können, die den ganzen Menschen mit Einschluß aller geistigen und religiösen Werte fordert — und verwirklicht. –

die Evangelisten nichts. In den alten Hymnen wird er der Didymus, d. h. Zwilling genannt, aber der Name des Zwillingsbruders wird nicht erwähnt; nur bei Matthäus (10, 3) wird er so mit Matthäus zusammen genannt, daß man glauben möchte, dieser selbst sei der Zwillingbruder.

In der Verbreitung des Glaubens war der heilige Thomas überaus eifrig. Er predigte bei Parthern (südlich vom Kaspischen Meer) und er soll auf seinen Reisen auch die drei Weisen getauft haben. Ja, er drang sogar bis Indien vor. Daselbst kündigte er sich als Baumeister an, indem er in der Tat den Geistesbau des Christentums errichtete. Als die Portugiesen im 16. Jahrhundert nach Indien kamen, fanden sie daselbst die sogenannten Thomaschristen vor, die von diesem Apostel ihren Ursprung herleiteten, ohne seither mit anderen Christen in Verbindung gekommen zu sein.. In Mailapur wurde der heilige Thomas beim Gebete auf Befehl des Königs Mazdai von den Heiden mit Wurfspeeren getötet. Nach einer anderen Legende wurde er mit Stöcken und Steinen erschlagen. Die Gebeine des Heiligen wurden im Jahre 232 ans Indien nach Edessa übertragen, wo es einst eine prachtvolle Thomaskirche gab. In der Basilika des hl. Kreuzes in Rom wird ein Finger des heiligen Thomas aufbewahrt und verehrt. Der Heilige ist Landespatron für Portugal. Wallfahrtskirchen zum hl. Thomas sind nicht bekannt. Er ist auch Patron der Filialkirche des Freiburger Vorortes Betzenhausen.

Ebenso selten wie die ihm geweihten Kirchen sind die bildlichen Darstellungen dieses Heiligen. Gewöhnlich hat er das Werkzeug seines Martyriums, einen Speer in der Hand. Weil er in Indien als Architekt des Königs angestellt war, wird er auch mit dem Winkelmaß abgebildet. Aus demselben Grunde ist er Schutzheiliger der Architekten. Manchmal hält er das Auferstehungskreuz in der Hand, wie er auch das Wort: „am dritten Tage auferstanden" in das apostolische Glaubensbekenntnis eingefügt haben soll. Oft kommt die Darstellung vor, wie der Apostel seine Hand in die Seitenwunde des Herrn legt. Sehr interessant ist eine weitere Darstellung aus dem Leben des heiligen Thomas. Eine ehrwürdige Legende nämlich. daß beim Heimgang der allerseligsten Jungfrau alle Apostel zugegen gewesen seien, nur Thomas sei zu spät gekommen; da habe ihm die Muttergottes noch bei ihrer Himmelfahrt ihren ledernen Gürtel zugeworfen. Diese Szene ist von vielen Künstlern des Mittelalters gemalt worden. Ihr Sinn wird verschieden gedeutet. Es erscheint am wahrscheinlichsten, daß Maria dem zu spät gekommenen, vielleicht um abermalige Zweifel zu verhüten, durch den aus der Höhe gesandten Gürtel den Beweis ihrer köperlichen Himmelfahrt geben wollte.

Die am Thomastag vorkommenden Volkssitten hängen nicht mit dem kirchlichen Fest, sondern mit dem kürzesten Tag zusammen.

---

## Wir wollen dankbar sein

**Herr, laß mich immer dankbar sein,**
**für jeden Tag, für jede Gabe,**
**denn alles was ich bin und habe,**
**es kommt aus Dir und es ist Dein!**
**Gesundheit und der Kinder Glück,**
**das Brot, das wir am Tage essen,**
**sieh, alles geht auf Dich zurück,**
**Du hast uns alles zugemessen.**
**Wir können aus uns selber nichts,**
**Du bist die Kraft in der wir leben,**
**Du segnest unser Tun und Streben,**
**und gibst die Gnade Deines Lichts!**
**Herr, laß mich immer dankbar sein,**
**im Leid selbst Deine Güte sehen,**
**laß mich mit allen Lieben mein**
**im Lichte Deiner Liebe stehen!**

Wille Lindner

---

**Der Sünder gibt dem Heiligen die Hand,**
**weil der Heilige dem Sünder die Hand gibt.**
**Und so steigen sie, einer den anderen ziehend, zu Jesus empor.**
**Wer nicht Christ ist, das ist der, der nicht die Hand gibt.**

# Heimat aus Gottes Hand

**Roman von Luis Trenker**



Fortsetzung

Ach, die Brüder? Nein das ist es nicht. Ich weiß wohl, was man von den Fiollersöhnen sagt, daß sie ungleich seien wie Tag und Nacht. Gewiß, sie sind verschieden in ihrem Wesen, in ihrem Temperament, überhaupt in der Art, wie sie das Leben nehmen. Ich danke Gott dafür, daß es so ist, auch wenn mir damit vieles schwerer wurde. Doch sind es nicht gerade die Sorgen, die einer Mutter erst das Leben wirklich lebenswert machen? Wofür auch sollte ich sonst mich mühen als für meine Kinder? Ja, die Brüder haben Christoph nicht immer gut behandelt, besonders Anselm nicht. Christoph ist wohl auch zu sehr aus der Art. Doch gerade Anselm quält sich am meisten über Christoph. Er spricht nicht darüber, doch ich weiß wohl, daß er sich die bittersten Vorwürfe macht. Er glaubt, daß er es gewesen sei, der Christoph in jene unheilvolle Nacht hinausgetrieben habe . . . Nein, die Brüder nicht! Im Gegenteil! So heftig sie sich auch befehdeten, sie hängen doch wie Kletten aneinander. Die Kletten fassen sich ja auch gegenseitig mit den schärfsten, spitzesten Stacheln und halten gerade deshalb so fest zusammen. Sie kommen nicht los voneinander; denn sie lieben sich um so inniger, je weniger sie dies nach außen zeigen können, lieben sich freilich auf ihre eigene, ihnen selbst verborgene Art, und Christoph ist da ganz mit eingeschlossen."

„Vielleicht, ich dachte", fuhr der Arzt fort, „eine frühe Liebe. Bei so empfindsamen Naturen, wie Christoph eine war. . . "

Agnes schüttelte den Kopf. „Christoph war mir sehr zugetan, am tiefsten von den dreien, wenn eine Mutter dies überhaupt unterscheiden kann. Er war so aufrichtig zu mir, daß er mir alles, was ihn je bewegt hat, sogleich erzählte. Eine Liebe, die ihn zu so grausamen Entschlüssen getrieben hätte, würde er mir bestimmt gestanden haben."

„Ein Rätsel", meinte der Arzt und sann lange ihren Worten nach, „wahrhaft, ein Rätsel! Doch bin ich fest überzeugt, daß Christoph lebt."

„Woraus schließen Sie das, Herr Doktor?"

„Aus allem, was Sie mir erzählt haben. Es war wohl eine Flucht, doch bestimmt nicht eine Flucht in den Tod. Christoph liebt das Leben in jeder Kreatur, wie Sie sagen, also ist ihm auch das eigene heilig. Zudem —," er lächelte ein wenig, „wer sich das Leben nehmen will, nimmt gewiß keine Geige mit!"

„Ach, möchten Sie doch recht haben." Agnes reichte dem Arzte dankbar die Hand, „ich bin so froh, daß ich mit jemandem darüber sprechen kann. Oft ist es schwer für mich in diesem schweigsamen Männerhause von Fioll, in dem es soviel Arbeit und Sorgen gab in dieser letzten Zeit. Meine Jugend war ganz anders, so des farbigsten fröhlichsten Lebens! In Christoph habe ich einen Teil meiner Jugend noch einmal erlebt. Sie ahnen nicht, Doktor, was Christoph mir bedeutet!"

„Ich sehe es, Signora." Dr. Gentili griff nach der Tür.

Im gleichen Augenblick wurde diese von außen geöffnet, und Lukas trat in die Stube.

„Mein Sohn Lukas!" sagte Agnes mit einer leichten Bewegung ihrer Hand!" „Sie kennen ihn doch gewiß, vom Sehen zumindest!"

Dr. Gentili verbeugte sich höflich.

Lukas neigte kaum merklich den Kopf.

„Vom Sehen aus!" nahm Gentili ihr Wort auf; denn er fühlte, daß Lukas diese Begegnung unangenehm war. „Ihre Söhne sind so gesund", sagte er, um über die Verlegenheit hinwegzukommen, „daß für sie der Arzt der überflüssigste Mensch im Dorfe ist, nicht wahr?" Er versuchte zu lächeln, „Sie haben in Österreich studiert, Herr Ingenieur?"

„Nicht Ingenieur", erwiderte Lukas, er stand noch immer auf der Schwelle der Tür, „ich bin Absolvent einer höheren technischen Schule in Graz."

„Verzeihen Sie", erwiderte Gentili, „dann sind Sie doch eigentlich berechtigt, den Titel Ingenieur zu führen?"

„In Österreich ja, in Deutschland und Italien nicht. Ich lege übrigens wenig Wert auf Titel."

„Daraus spricht der Sohn seines Vaters", lächelte Gentili verbindlich und fügte, zu Agnes gewendet, bei: „Ich komme morgen wieder. Sollte das Fieber, was ich nicht annehme, steigen, lassen Sie mich bitte sogleich rufen. Ich stehe zu jeder Stunde für Sie zur Verfügung, Signora."

Er verbeugte sich wieder — ein bißchen zu höflich, fand Lukas — und ging.

Lukas schloß hinter ihm die Tür. Dann trat er an das Fenster und riß beide Flügel auf.

„Wozu dies?" fragte Agnes erstaunt.

„Weißt du nicht, daß uns dieser Arzt als Spion in das Dorf gesetzt wurde? Er versucht es mit Sanftmut", sagteLukas. „Ich kann diese welsche Luft nicht ertragen", sagte er kurz.

„Ist dies die Versöhnlichkeit, die du in Graz gelernt hast?"

„Ach was, Graz! Laß mich damit in Ruhe, Mutter! Wir leben hier als Deutsche in Italien. Das ist es, was wir nie vergessen dürfen."

„Du steckst in letzter Zeit viel mit jungen Leuten zusammen, Lukas, die glauben, sie hätten das Rezept gefunden, wie man die Dinge in der Welt kurieren könne. Und doch übertreiben sie, wie die Jugend immer übertrieben hat, es kommt ihnen nur selbst so neu und richtig vor. Muß denn jede Generation die alten Fehler wiederholen? Soll denn niemals die gesunde Vernunft zur Geltung kommen? Diese jungen Leute hier können dich wohl brauchen; denn du warst in der Welt, du hast vieles gelernt, du bist der Erbe eines der angesehensten Höfe des Landes. Hast du vergessen, Lukas, was wir sprachen, als wir vom Grabe des Vaters heimgingen? Daß du für immer auf Fioll bleiben wolltest, daß du und Anselm euch vorgenommen habt, gemeinsam das Vermächtnis des Vaters zu erfüllen?"

„Dies ist es ja, weshalb ich gegen die andern bin, die Fremden!"

„Nein, Lukas!" rief die Mutter. Der Zorn stand ihr auf der Stirn. „Nein, niemals hat der Vater dieses Gezänke, das ihr Kampf nennt, gutgeheißen. Er hat weiter gedacht und tiefer gesehen als die Streitenden hübenunddrüben, die der Zank blind gemacht hat. Es ist ihm schwer geworden, schwerer als du ahnst; denn der Vater kam aus einem Kriege heim — vergiß es nicht —, der den Haß auf beiden Seiten bis ins Innerste aufgewühlt hatte. Er hat ein halbes Leben gebraucht, um damit fertig zu werden. Doch ihr, seine Söhne, sollt nicht wieder von vorne beginnen. Hast du nicht selbst, als du von deinem Studium heimkamst, erklärt, es gehe nicht um deutsch oder welsch, es gehe um ganz andere Dinge in dieser Zeit? Damals sahst du das Politische vom Technischen aus. Das war ein besserer Standpunkt für die heiklen Dinge als der Burschentisch beim Lammwirt!"

„Ach, Mutter, du kannst das nicht so verstehen, du bist . . ."

„Wie, Lukas? Willst du nun auch wiederholen, was mir Mißgunst, Kurzsichtigkeit und Neid entgegengehalten haben? Ich könnte dich nicht verstehen, so werden deine Freunde sagen, weil ich eine von ‚drüben' wäre, wie sie es nennen. Ist es nicht so, Lukas?"

Lukas schwieg. Doch sein Schweigen war mehr als eine Antwort.

„Hast du vergessen, was ich dir vom Engadin erzählt habe? Ich habe dieses herrliche Land mit meinem Vater besucht: Tarasp,das stille Samaden. Ich war damals achtzehn Jahre alt, kaum richtig zur Welt noch erwacht. Wie habe ich gestaunt, als ich so ferne von daheim, eine Sprache hörte, ganz unserem Ohr vertraut! Trotzdem habe ich schon damals das tragische Schicksal geahnt, das über den Menschen liegt, die diese einsam gewordene Sprache sprechen. Zu wenige sind es, zu gering ist ihre Kraft, zu klein ihr Land, um im Ringen der Großen Gewicht zu haben. Und doch ist dieses kleine Volk, Gott sei es gedankt, stark und eigenwillig genug, um nicht in den großen Völkern aufzugehen, die ihm benachbart sind. Im Laufe der Geschichte haben einmal die einen, einmal die anderen dieses vergessene Volk der Dolomitentäler umworben, um es sich kurzerhand einzuverleiben. Die Gleichschaltung der Italiener mit den Ladinern schadet unserer Eigenart. Unser Zusammenleben mit den Deutschen hat entscheidend dazu beigetragen, die ladinische Sprache zu bewahren. Das ständige Zusammenleben mit den Italienern würde unseren Sprachstamm allmählich untergehen lassen. Ich erinnere mich einer Intervention der Schweizen Romantschen zugunsten des Verbleibens unserer Talschaften bei Österreich aus Gründen der Sicherung unseres ladinischen Volkstums, das nicht von einer italienischen oder romanischen, sondern von einer etruskisch-keltisch-illyrischen Urbevölkerung abstammt. Der lateinische Sprachgürtel der Alpen wurde vom Norden aus allmählich eingedeutscht, vom Süden her aber italienisiert, und dazwischen vermochten sich die Dolomitentäler bei uns und die Graubündner in der Schweiz bis heute zu halten. Das Werben um uns ging durch die letzten Jahrzehnte weiter, entscheidend ist, daß es uns gelang, unsere Sprache zu erhalten. Der ständige Kampf hatte uns trotzig gemacht, und so schoben uns bald die einen und bald die anderen alle Mängel und Tadel des anderen Volkes zu, so daß wir, gewisser-

maßen die Fehler beider Völker summierend, in ihren Augen ein Ausbund an Schlechtigkeit werden sollten. Wir haben uns daran gewöhnt; denn der Herrgott hat uns dafür eine andere Gabe geschenkt: die Großen zu verstehen, besser, als sie einander und oft sogar sich selbst verstehen können. Aus diesem Verstehen, das, im Grunde genommen, eine Liebe, freilich eine verkannte, meist unerwidert gebliebene Liebe ist, haben wir gelernt, ihnen treu und selbstlos zu dienen.

„Dies, Lukas, ist mein Weg. Dein Vater mag ihn geahnt haben, als er drüben in Siron um die Tochter aus dem Hause der De Lays warb. Das Dorf hier hat ihm seinen Entschluß nie verziehen. Schwer hat er darunter gelitten; denn mit allen Fasern seines Herzens war er seiner Heimat verbunden. Doch er hat sich, ein Einsamer freilich, zu einer seltenen Erkenntnis und überlegenen Einsicht durchgekämpft und deshalb auch den Streit der Großen ganz anders genommen, als man ihn bei den einen wie den anderen landläufig nimmt. Ich selbst aber habe durch ihn auf Fioll meine Heimat gefunden, ohne deshalb Antermoja, die schöne Heimat meiner Kindheit, zu verraten oder zu vergessen. Hier seid ihr, meine Söhne, hier ist Nelda, meine Tochter! Hier muß ich nun an des Bauern Statt die Aufgabe erfüllen,zu der mich Gott gerufen. Der Wiederaufbau von Fioll ist mir zum Inhalt des Lebens geworden. Daß beide Gewalten nach Fioll hineinreichen, die eine, weil ihr das Land nach Herkunft, Art und Sprache gehört, die andere, weil ihr durch die Geschehnisse unserer Zeit dieses Land anvertraut wurde, habe ich stets als einen besonderen Auftrag des Schicksals empfunden, damit wir Fioll über diesen Streit stellen und einen besseren Weg in die Zukunft suchen sollen. Ich habe geschwiegen, ich habe es stumm getragen, als sie mich am Rojenberg eine Welsche hießen, so wie es in Antermoja Leute gab, die mich eine Deutsche nannten. Doch du sollst mich besser verstehen, Lukas, du, als der künftige Bauer zu Fioll!"

Da stand Lukas. Um Hauptеslänge überragte er die Mutter. Doch nie im Leben war er sich so klein vorgekommen wie in diesem Augenblick.

Er schwieg eine Weile. Dann zog er einen Brief aus der Tasche.

„Es ist Nachricht gekommen, vom Meister Goldiner. Wir haben in Eisenerz zusammen gearbeitet. Er hatte dort im Sommer ein bestimmtes Gußverfahren studiert. Ein prächtiger Mann, ein wahrer Freund, wie ich ihn brauche, obwohl er dem Alter nach mein Vater sein könnte! Du kennst ihn, Mutter. Er schreibt, nun sei eine andere Zeit gekommen. Endlich gehe es vorwärts draußen in Österreich! Er sei wieder in seinem alten Betriebe in Donawitz."

„Deine Welt heißt Fioll, Lukas. Nicht Donawitz —! Auf unserer besten Erde aber liegt noch meterhoch die Mure. Hast du das vergessen?"

„Nein Mutter, doch auf der Mure liegt noch Schnee. Ich kann nicht warten. Geduld? Nie habe ich die Geduldigen verstanden. Ich will zupacken, arbeiten, schaffen, Mutter!"

„Gut, Lukas", sagte die Mutter, und ihre Stimme klang voll verhaltener Freude. „Hast du deine Pläne fertig?"

„Ja, Mutter", jubelte Lukas, „ich hole sie!"

„Gut, doch erst kannst du die Fenster schließen!" Und lächelnd fügte die Mutter bei: „Ich glaube, es ist reichlich genug gelüftet."

Da ging Lukas hin und schloß das Fenster. Er sah dabei, wie die Mutter freundlich lächelte.

Ach, wie glücklich war er über dieses Lächeln!

## XII

Als endlich der Schnee schmolz, war die Frage, welche Vergütung der Staat den durch die Mure geschädigten Besitzern am Rojenberg bezahlen würde, noch immer ungelöst. Lukas riet der Mutter, nicht zuzuwarten, sondern aus eigener Kraft weiterzuarbeiten und dann auf Grund der tatsächlich geleisteten Arbeit das Gesuch um Schadenvergütung neu einzureichen. Freilich blieb auch, was ihm viel mehr Sorgen machte, die Angelegenheit des fahrbaren Baggers offen, denn es erwies sich, daß der von der Baubehörde bereitgestellte Tiefbagger auf der Rojener Straße nicht transportiert werden konnte. Also mußten die großen Schuttmassen, die sich im unteren Ried angesammelt hatten, allein durch die menschliche Arbeitskraft behoben werden, was Lukas gegen sein Prinzip ging, weil es viel teurer war und mehr Zeit erforderte.

Der Plan, den Lukas entworfen hatte, war sehr einfach: nämlich, oberhalb des Grundackers zu beginnen, weil dort der Schnee zuerst schmelzen würde und dort auch die Vermurrung am unangenehmsten war. Arbeiter mußten freilich aufgenommen werden; denn mit den vier Knechten allein schien es aussichtslos, den Acker so rechtzeitig frei zu bekommen, daß er im Frühjahr noch unter den Pflug genommen werden konnte. Während Lukas mit einer Gruppe Arbeiter am Grundacker arbeitete, sollte Anselm mit einer anderen Gruppe und den Knechten, soweit es die Arbeit zuließ, das Langfeld säubern, auf welchem der Schaden bedeutend war. Auch konnte dieses das Jahr über als Brache

liegenbleiben. Lukas verhandelte mit dem Baumeister Speculini aus Bozen, um genügend Rollwagen, Schienen, Schaufeln und anderes Arbeitsgerät zu erhalten. Eine dritte Gruppe sollte unter der fachkundigen Anleitung des Altknechts, der die Obstfelder und Weingüter genau kannte, mit der Räumung und Rettung dieses Teiles von Fioll beginnen. Schließlich einigten sich Lukas und Anselm darüber, daß Speculini die gesammten Arbeiter stellen sollte und das Material dazu, doch ging die Mutter auf diese Lösung nur unter der Bedingung ein, daß Lukas die gesamte Bauführung übernahm, während Anselm sich hauptsächlich um die Weiterführung des Hofes kümmerte. In allem spürte man die zarte, aber feste Führung der Mutter, vor der auch der gerissene, stets polternde and laute Speculini einen großen Respekt zeigte.

Lukas begann mit den Knechten, Asche auf den Schnee zu streuen, um diesen rascher zum Schmelzen zu bringen. Der Bachriedel, jenes von den Feldern des Grundackers, das am meisten Schaden gelitten hatte, wurde früher schneefrei als Lukas erwartet hatte. Einige Handwerker arbeiteten schon seit dem Herbst an der Reinigung der oberen Wiesen und an den Ufern des Tschoi.

Die große Arbeit konnte beginnen. Lukas war ganz in seinem Element. Die Arbeiter mußten untergebracht werden. Lukas räumte die geräumige Machkammer aus und richtete Schlafstellen ein. Als er auch Christophs Kammer freimachen wollte, wehrte es ihm die Mutter.

„In Christophs Kammer bleibt alles wie es war, Lukas!"

„Wir brauchen Platz, Mutter!"

Sie achtete nicht auf seine Worte.

„Wir brauchen Christoph!" sagte sie. Da schwieg Lukas.

Abends ging er nach Tschelm hinüber und bat Evs Vater ob er sieben Arbeiter unterbringen könne, für die er auf Fioll keinen Platz mehr fände. Der Tschelmer, der glücklicherweise vom Unglück verschont geblieben war, knurrte etwas, das nicht zu verstehen war, schloß aber zwei Dachstuben auf. „So wohl!" Es fand sich Platz genug. Lukas war sehr froh darüber, denn da nun alle Arbeiter gut untergebracht waren, brauchte keine Baracke aufgestellt zu werden.

Als Lukas aus der Kammer trat, kam eben Ev mit einem Korb voll frisch gebügelter Wäsche über die Stiege herauf, ein Duft von Lavendel und Seife ging vom Korbe aus, Lukas roch es.

Seit jener Nacht nach dem Tode des Vaters hatte Lukas wenig nur mit Ev gesprochen. Ev hatte ihm recht gegeben, daß die Zeit, in der das furchtbare Unglück noch so lebendig vor aller Augen stand, nicht die richtige wäre, ihr Verlöbnis bekanntzumachen.

Er stellte den Korb nieder.

„Zum ersten Male sehe ich dich wieder froh, Lukas! Die Arbeit vermag bei dir mehr als alles andere. Könnte ich dich doch auch so froh machen!"

„Arbeit ist das eine, Ev, Liebe das andere!"

Er sprach es ernst, fast feierlich.

„Ja, so heißt es wohl bei dir, Lukas", es zuckte schelmisch um ihre Mundwinkel, „und wie gefiele es dir nun, wenn das eine für das andere wäre?"

„Bei dir läuft alles nach dem gleichen Ziele!" sagte Lukas unwillig und blickte an ihr vorüber.

„Im Dorfe sagen die Leute, daß du im Herbst Mitbesitzer würdest auf Fioll." Vergeblich suchte Ev seinen Blick.

„Das kann wohl sein", sagte er und machte sich bereit zu gehen, „darüber entscheidet die Mutter. Und außerdem: Zuerst muß die Arbeit geschehen!"

„Die Arbeit, ja", gab Ev zurück, „freilich, die Arbeit."

Sie hielt seine Hand in der ihren, doch sie spürte, daß er schon wieder weit von ihr fort war. —

Auf Fioll begann nun ein ungestümes Schaffen. Die Trasse für das Rollgeleise wurde festgelegt und ausgebaut. Bald liefen die Karren. Das ausgehobenen Material, soweit es nicht als Sand oder Schotter brauchbar war, wurde in den Tschoi geworfen. „So hat er seine Mure wieder!" meinte grimmig lachend Lukas.

„Bravo, bravissimo!" sekundierte der dicke Speculini, als er in seinem Topolino angefahren kam. So nach Maß für seine Leibesfülle schien der kleine Wagen, daß die Arbeiter spotteten, Speculini müßte sein Auto mit dem Schuhlöffel anziehen. —

Schon nach drei Wochen lag der Grundacker bis über dieHälfte frei, so daß Lukas einige Arbeiter zu Anselm auf das Langfeld abstellen konnte; denn dort ging es nur langsam vorwärts. Die Knechte murrten. Für diese Erdarbeit, meinten sie, wären sie nicht gedungen. Anselm, der sonst nie ein mürrisches Wort gelten ließ, schwieg dazu. Dies verstärkte ihren Unwillen. So schmissen sie eines Morgens die Schaufeln hin und gingen. „Soll sich der Surlayer selbst das Zeug wiedernehmen, das er dem Fioller über die Felder geworfen hat!" Lukas rief ihnen zu: „Für eure Faulheit braucht ihr wohl den alten Aberglauben, wie?" Schließlich nahm er das Langfeld mit seinen Arbeitern zum Grundacker dazu. Dies war aber genau das, was Anselm gewollt hatte.

Als der graue, zähe Schlamm allmählich verschwand und die Erde urkräftig wieder hervortrat, schien es Lukas, als wäre er der erste der Fioller und stünde wie dieser am Urbeginn des Lebens. Wahrhaftig, diese Arbeit, wie Lukas aus der Ödnis den ersten Acker gewann, rief in ihm ganz den Bauern wach.

Eines Abends schritt er mit der Mutter über den wieder befreiten Grundacker. „Nun weiß ich, was das heißt, Bauer zu sein auf eigener Scholle."

„In deinem Kopf geht nur ein, was vorher in den Fäusten ist", sagte die Mutter lachend und griff nach seiner Hand.

„Fioll hat seine Äcker wieder. Doch was uns die Mure genommen hat, bleibt verloren für immer, für euch und für mich. Es ist ein anderes, ein neues Fioll, das du dir schaffst, Lukas. Schaffe es dir nach deinem Willen!"

Wochen vergingen. Je mehr sich die Arbeiten nun ihrem Ende näherten, desto unwilliger wurde Lukas. Speculini kam. Das gehe hier ja so flink wie mit dem Teufel zu! Da könne er doch ohne weiteres ein paar Arbeiter abziehen. Er brauche sie im Eisacktal dringend.

Da fuhr der Lukas scharf entgegen: „Nicht einen geb' ich her!"

Jetzt kroch der Baumeister aus seinem Topolino und schrie mit zornrotem Kopf: „Himmel, sind es meine Arbeiter oder Ihre?"

„Meine!" rief Lukas und ließ ihn stehen. ––

„Was ist in dich gefahren, Lukas?" fragte die Mutter beim Mittagsmahl nach dem Gebet, „es scheint fast, als wäre es dir zu wenig, was der Tschoi über unsere Felder geschüttet hat."

„Nicht so, Mutter. Doch der Tschoi, das ist es ja!" fuhr Lukas auf, „mich quält der Gedanke, daß vielleicht schon der nächste Bauer auf Fioll, der übernächste sicher, die gleiche Arbeit tun muß, eine ärgere noch. So kann es sein, wenn wir sie nun fertig haben. In Monaten unter riesigen Kosten wegkarren, was der Tschoi in Minuten über unsere Felder wirft! Ich kann nicht müßig zusehen, wie sich da eine Kraft aufreckt, die nur Böses will. Wir müssen sie bändigen. Jetzt, da der Tschoi wieder sanft und schuldlos, ein fröhliches Forellenbächlein ist, will ich ihn fassen und fesseln. Und wie ich ihn fesseln werde!"

Anselm, der sich so gut er konnte, durch diese Zeit hindurchschwieg, hob erstaunt den Kopf. „Wildbachverbauung ist Sache des Staates", sagte er.

„Gewiß. Ich will den Tschoi nicht verbauen, auch das Surlay nicht. Ich packe ihn anders. Knecht soll er werden auf Fioll. Arbeiten muß er! Sich sein Teil verdienen, arbeiten, wie keiner noch gearbeitet hat auf diesem Stück Land! Das Sägewerk soll er treiben, die Bloche schneiden, so schwer sie sind, die Bretter sägen, das Getreide dreschen, das Korn mahlen, das Futter schneiden — tausend Knechtarbeiten! Er soll büßen, was er uns angetan hat. Und daß ihm nichts an Kraft übrigbleibe, um noch einmal ein Unheil wie dieses zu versuchen, soll er überdies dem ganzen Rosenberg Licht und Kraft geben."

„Ein Kraftwerk also", sagte Anselm, als hätte er darauf gewartet, „lauter modernes Teufelszeug, die Maschinen sind wie der Satan."

„Ja, ein Kraftwerk! Aber das begreifst du nicht. Ich habe mir genau überlegt, was ich sage. Just an der Stelle, wo sich der Tschoi in jener Unglücksnacht gestaut hat, fassen wir ihn: Eine fünf Meter starke Sperrmauer von Fels zu Fels. Die Auflage ist gut, Porphyr, das Härteste, was es gibt. Den See von Surlay nützen wir als Staubecken, das gibt Kraft für den ganzen Bezirk. Der alte Zauber soll gebannt werden und ersaufen, was den Einfältigen noch immer in tollen Spucknächten träumt. Der Surlayer, wenn es ihn gibt, wird lieber Frieden geben, wenn er, statt mit einem stillen, nutzlosen See Hof zu halten, unserem Lande weitum Segen gibt. Die Kosten habe ich beiläufig überschlagen. Wir könnten sie mit einem annehmbaren Kredit tragen, selbst wenn wir mit der Schadenvergütung noch das Jahr über warten müssen. Wir können alle Besitzer am Rosenberg mit Licht und Kraft beliefern, ganz Rainalt, vom Tschelmer bis zum Zenz Z'weithinten. Der Erlös genügt, um den aufgewendeten Betrag in einigen Jahren zu amortisieren."

„Und die Gemeinde? Sie hat doch ihr eigenes Werk?" warf Anselm dazwischen. „Sie wird sich nicht ein Konkurrenzunternehmen vor die Nase setzen lassen!"

„Lieber Anselm, wer spricht von Konkurrenz? Die Gemeinde kann ihr Werk nicht vergrößern, weil der Fegerbach einfach nicht mehr Wasser gibt. Der Strom reicht schon lange nicht einmal für das Dorf. Es ist unmöglich, den Rosenberg an das überlastete Ortsnetz anzuschließen. Wir müssen uns selber helfen. Die letzten sind wir. Du brauchst nur des Abends vor das Haus zu treten: Im Dorf unten, drüben in Kastelruth, in Albeins, über dem Tale, vom Eisacktal her bis nach Barbian, in Villanders bis zu den höchsten Höfen, überall strahlt das elektrische Licht. Nur am Rosenberg ärgern sich die Bäuerinnen noch, daß der Docht zu kurz, der Zylinder nicht geputzt, die Lampe nicht gefüllt ist.

Und welch trauriges Licht! Glaubt ja nicht, daß mein Plan so etwas Besonderes wäre. Im Gegenteil! Selbstverständlich und notwendig ist er."

Anselm schwieg, die Falten auf seiner Stirn verrieten, daß er heftig nachdachte.

„Weißt du, ob Fioll an dem Tschoi das Wasserrecht hat?" fragte er schließlich.

„Nein, das weiß ich leider nicht", erwiderte Lukas kurz, „doch wem anders als Fioll könnte es gehören?"

„Das steht im Grundbuch", meinte Anselm.

„Ich verstehe dich, Lukas", sagte die Mutter, die bisher geschwiegen hatte. „Ich will mir die Pläne ansehen und vor allem den Vorschlag über die Kosten dieser Anlage. Dich treibt die Ungeduld. Ich kenne dich! Du möchtest wohl die Arbeiter, wenn alles auf Fioll ganz frei ist, gleich an die Sperrmauer schicken?"

„Das möchte ich Mutter. Was in der Mure als Sand und Schotter brauchbar war, habe ich schon bereitgestellt."

„Eines noch, Lukas: Wird diese Mauer verhüten, daß der Tschoi noch einmal über Fioll hereinbricht?" fragte die Mutter.

„Nach menschlichem Ermessen, ja!"

„Ich sehe ein, daß es richtig ist, Lukas,daß du deine selbständige Arbeit auf Fioll damit beginnen willst, den Tschoi zu brechen und aus Unheil Segen zu schaffen. "

Anselm stand am Fenster mit dem Rücken zu Lukas. „Der Schimmel dampft!" rief er dem Roßknecht zu, „die Decken nimm, Kerl, du!" Zornig ging er aus der Stube.

„Noch eines, Lukas!" sagte die Mutter zögernd. „Das Werk, wenn es gebaut ist, braucht einen Mann, der es versieht. Ist es schwer, einen anzulernen, der so etwas gut und verläßlich führt?"

Lukas nickte der Mutter zu: „Nein, Mutter! Was einer hierfür braucht, ist leicht beizubringen, selbst einem, der bisher nur die Geige gespielt hat und herumgeirrt ist in der Welt."

Die Mutter dankte ihm lächelnd. Lukas aber begann noch in dieser Stunde, die ersten Entwürfe für Seilzüge und Werkanlagen, die unterhalb Surlays aufgestellt werden sollten, zu zeichnen und die dazu nötigen Berechnungen anzustellen.

Anderntags fing Anselm an, den Grundacker zu bauen.

Wie es ginge, fragte Lukas.

„Der Acker wird nie mehr, was er zu Vaters Zeiten war", erwiderte Anselm, ohne aufzusehen.

Als Lukas die Stunde darauf vom Surlay herabkam, sah er den Pflug müßig am Felde stehen, was im Lande als Frevel galt.

Doch in Anselm war etwas anders geworden. Es war ihm genug, daß der junge Stampfeter, der mit seiner grün gestrichenen Kalesche am Grundacker vorbeigefahren war, zwei Finger in den Mund steckte und pfiff: „Höi, Anselm, hockauf!"

Erstaunt fragte die Mutter, wohin er denn mitten in der Pflugzeit zu fahren hätte. „Ins Grundbuch", rief er vom Bock herab, „der Lukas hat doch Eile mit dem Tschoi", und warf den blauen Schurz an den Zaun.

Der junge Klaus Stampfeter war einer von denen, die das Leben so nehmen, wie es eben der Tag brachte. Schwere Gedanken waren ihm in tiefster Seele zuwider. Kam ihm etwas in die Quere, dann war der Wein das beste Heilmittel. So kutschierte er sein Leben wie sein Wäglein leicht und sicher dahin. Dies stand ihm im Gesicht geschrieben, das trotz der frühen Stunde schon vom Wein gerötet war.

Beim Kreuzwirt in Albions saß, den Buckel eingezogen, finster der alte Mutz vor einem mageren Achtele Wein.

„Höi, Mutz! Allweil nichts nutz!" schnalzte der Stampfeter mit der Peitsche.

Da streckte der Mutz so heftig den Buckel grade, daß er ein ganzes Stück in die Länge schoß, und schrie mit heiserer Stimme hinter dem Wagen her: „Brautschau! Höi? Und alle beide die gleiche Braut! Lustig, hellauf der eine, der sie hat! Traurig der ander', der sie g'rat!"

Der Stampfeter konnte nicht antworten, weil die Rappen so heftig anzogen. Doch er trat Anselm heftig auf den Fuß: „Zeit wär's bei dir!"

Beim schwarzen Adler in Brixen hielten sie.

„Leicht hast du es nicht, Anselm", sagte der Stampfeter und spannte aus, „der Vater tot, der Bruder, der unrechte, verloffen, der andere, der rechte mitten im Weg!" Er sah auf: „Der Lukas, du, geht der nicht gern nach Tschelm zum Nachbar?"

Anselm zog die Schulter hoch: „Was fragst?"

„Halt a so!"

Dann nahm er Anselm um die Schulter: „Ich sag' dir bloß, Anselm, als dein Freund: Sobald der Lukas eine Frau findet, kannst über Fioll das Kreuz machen. Wenn einmal die Weiber hinter einer Sache her sind, mein Lieber . . ."

„Wie tust den du, Klaus? Du paßt ja."

(Fortsetzung folgt)

# FATIMA STUDENT BURSE

„Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen", ist Jesu Wort an uns. Ein Wort, betend zu betrachten während der hl. Adventszeit. Der Advent — wie die Fastenzeit — ist Zeit des Betens und des Almosengebens. Welches Almosen ist wohl schöner als jenes, das da hilft, dem Herrn Priester zu schenken? Unsere Weihnachtsgabe an Gott!

| | |
|---|---|
| Bisher eingenommen: | $6,370.77 |
| Mrs. Therese Pfefferle, Saskatoon, Sask. | 3.00 |
| J. Gurki, Bay Trail, Sask. | 1.00 |
| Eine Leserin, Spalding, Sask. | 2.00 |
| Longinus Kosolofski, Prelate, Sask. | 5.00 |
| Mrs. Antoni, Regina, Sask. | 10.00 |
| S. P. Ripplinger, Kendal, Sask. | 3.00 |
| Mr. & Mrs. Ganter, Salt Lake, Sask. | 10.00 |
| Heinrich Zepp, Yorkton, Sask. | 5.00 |
| John Häger, Chamberlain, Sask. | 3.00 |
| Joe Bachmann, Engelfield, Sask. | 5.00 |
| Mrs. K. Schönhofer. Winnipeg, Man. | 100.00 |
| Mrs. K. Stein, Richmond, Sask. | 3.00 |
| Mrs. A. Waistradowski, Spring Valley | 2.00 |
| | $6,522.77 |

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

# Frohes und Froehliches

"P. X."

....Während der Nachkriegsjahre suchten viele Deutsche nach Canada auszuwandern. Überall dort, wo man sich mit Auswanderungsfragen beschäftigte, herrschte großer Andrang. Auch Erzbischof Dr. Berning, bekannt als "Bischof der Auswanderer", erhielt viele Briefe. Ein biederer Rußlanddeutscher schrieb dem Herrn Erzbischof über sein Leid und sein Vorhaben, nach Canada auszuwandern. Der Herr Erzbischof wolle ihm freundlichst Auskunft geben, wie man übers große Meer könne. Unter der sorgfältigst gezeichneten Unterschrift des Briefstellers waren noch ein großes P und ein großes X geschrieben. Erzbischof Berning beantwortete den Brief und fügte hinzu, er habe lange nachgedacht, was wohl dieses P und X bedeute, habe den Sinn dieser zwei Buchstaben aber nicht entdecken können. Der Bittsteller wolle ihn doch bei Zeit und Gelegenheit aufklären, was dieses "P. X." heißen solle. Die Antwort kam bald: "Selles P. X. soll meinen: Pleipst xsunt (bleibst gesund!)"

* * *

Knolle kam in München an und legte seinem kleinen Zwergschnauzer Maulkorb und Leine an. Man weiß ja nie, wie die Polizei darüber denkt! Am Stachus geschah das Unglück. Knolle fühlte den Blick des Polizisten, und eiskalt kroch es ihm den Rücken entlang.
Der Maulkorb saß kerzengrade. Die Leine hing wie angeschmiedet. Die Steuermarke blitzte weithin. Vielleicht fehlte doch noch etwas?
Da kam der Polizist näher und meinte strafend: "A so a Tierquälerei! Lassen S' doch dees Hunderl frei. Mir san doch net in Preißen!"

Es gab einen einzigen Gasthof in Obertiefenfurth. Und dort übernaktete der müde Wanderer. Natürlich stellte er abends die Schuhe vor die Zimmertür. Als er sie jedoch am anderen Morgen wieder hereinholte, klebte noch immer der Dreck fingerdick daran.
"Sagen Sie mal", fragte er dann die Wirtin, "was meinen Sie wohl, wozu ich die Schuhe vor die Türe gestellt habe?'
"Da hamm wir uns auch schon den Kopp darüber zerbruchen, aber wir hamm uns jleich jedacht, daß Sie besuffn warn!"

* * *

"Verehrter Herr Kollege", begann der große Mime, der als Franz Moor gastierte, "an der Stelle, wo ich Sie auffordere, mir Ihren Degen durch den Leib zu jagen, hätte ich ein kleines bewährtes Extempore. Ich packe Sie im Genick, schleudere Sie wütend zu Boden und trample auf Ihnen herum. Würden Sie die Gewogenheit haben, sich danach zu richten!"
"Mit Wonne! Vorausgesetzt, Sie sind mit einem kleinen Extempore meinerseits einverstanden."
"Das wäre?"
"Ich springe mit einem Schrei auf und klebe Ihnen eine!"

* * *

Der Lehrer lehrte: "Die Worte mit der Vorsilbe 'Un' bedeuten meist etwas Häßliches. Zum Beispiel: Unfriede, Unsinn usw. Nennt mir noch andere Beispiele!"
Sofort springt Siegfried auf und schmettert: "Unterricht!"

* * *

Seine Meinung: In der Schule. Die Lehrerin sagte: "Bub, du derfst aber nit schwätze!"
"Ha noi", murrte der Kleine, "glaabst denn du, du derfst alleweil nur alloi schwätze?"

Unser deutsches Gebetbuch

# Wir Beten

dient als schönes

## Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

## THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

---

WE CALL AND DELIVER

## CAPITAL DRY CLEANERS

**1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.**

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed

**Country Orders are given Special Attention.**

---

## Noonan, Embury, Heald and Molisky

Barristers, Solicitors and Notaries

**401 Kerr Blk. Phone 4105**

---

## FUHRMANN & COMPANY

**MEATS AND SAUSAGES**

**PHONE 7615 REGINA, Sask.**

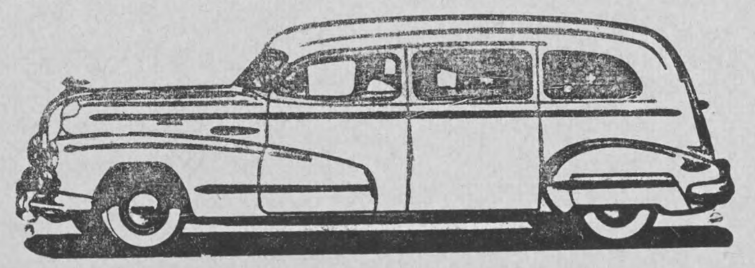
We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

**Corner 10th Ave. and St. John St.**

---

# SPEERS FUNERAL HOME LTD.

PHONE 23232



PHONE 4433

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE